



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Nachbarn und Grenzen

Begegnungen und Konflikte

Zwei niederösterreichische Gemeinden an der March

Verfasserin

Elisabeth Schenk

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, im April 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A308
Studienrichtung lt. Studienblatt: Volkskunde
Betreuer: Univ.-Prof. Dr. Konrad Köstlin

INHALTSVERZEICHNIS

| | | |
|----------|--|-----------|
| 1 | EINLEITUNG | 4 |
| 2 | THEMENFINDUNG UND FRAGESTELLUNG..... | 8 |
| 2.1 | INHALT DER ARBEIT | 8 |
| 2.2 | FRAGESTELLUNG | 9 |
| 3 | QUELLEN UND METHODEN..... | 11 |
| 3.1 | QUELLEN..... | 11 |
| 3.2. | METHODEN | 13 |
| 4 | FORSCHUNGSSTAND | 17 |
| 4.1 | FORSCHUNG IN GRENZRÄUMEN | 17 |
| 4.2 | NATIONALISMUSFORSCHUNG IN DER EUROPÄISCHEN ETHNOLOGIE | 19 |
| 5 | THEORETISCHER UND KONZEPTUELLER RAHMEN DER ARBEIT: NATIONALISMUSFORSCHUNG | 21 |
| 5.1 | NATION, NATIONENBILDUNG, NATIONALISMUS | 21 |
| 5.2 | DER SPRACHNATIONALISMUS – SPRACHE ALS NATIONALES IDENTIFIKATIONSOBJEKT. | 24 |
| 5.3 | DEUTSCHNATIONALISMUS IN ÖSTERREICH | 25 |
| 5.4 | ÖSTERREICHISCHE IDENTITÄT – NATIONALE ÖSTERREICHISCHE IDENTITÄT | 26 |
| 5.5 | ABSTAMMUNGSMYTHOLOGIE, KONSTRUKTION EINER GEMEINSAMEN GESCHICHTE .. | 28 |
| 5.6 | NATION UND GESCHLECHT | 30 |
| 6 | AUSGANGSPUNKT: HISTORISCHER HINTERGRUND – LAGE DER ORTE..... | 34 |
| 6.1 | SLOWAKEN IN NIEDERÖSTERREICH | 34 |
| 6.2 | BESIEDLUNG DES WEINVIERTELS | 36 |
| 6.3 | DIE GEMEINDE RINGELSDORF | 40 |
| 6.4 | DIE GEMEINDE NIEDERABSDORF | 43 |
| 7 | DER ALLTAG IN DEN DÖRFERN..... | 46 |
| 7.1 | SOZIALE STRUKTUREN..... | 47 |
| 7.2 | FRAUEN IN DEN DÖRFERN – GESCHLECHTSSPEZIFISCHE ASPEKTE | 65 |

| | | |
|-----------|--|------------|
| 8 | SCHULE UND KIRCHE | 75 |
| 8.1 | DIE SCHULE | 75 |
| 8.2 | KIRCHE | 87 |
| 9 | NACHBARN UND GRENZEN | 96 |
| 9.1 | GRENZEN | 96 |
| 9.2 | DIE NACHBARN: EIGEN UND FREMDBILD | 98 |
| 10 | DIFFERENZEN - KONFLIKTE | 103 |
| 11 | GRENZÜBERSCHREITENDE KONTAKTE | 118 |
| 12 | SCHLUSSBEMERKUNG | 124 |
| | LITERATURVERZEICHNIS | 127 |
| | QUELLENVERZEICHNIS | 137 |
| | ANGABEN ZU DEN INTERVIEWPARTNERN: | 137 |
| | INTERNETVERZEICHNIS | 138 |
| | PRINTMEDIEN | 139 |
| | ARCHIVE | 140 |
| | BEHÖRDE: | 140 |
| | LANDESARCHIV | 140 |
| | PRIVATE SAMMLUNG | 140 |

1 Einleitung

„In Wahrheit geht es um Zuwanderung“.¹

„Zuwanderung sinkt: 2006 kamen 85.348. Parteienstreit um Fremdenrecht.“²

Mit diesen Schlagzeilen beteiligt sich die Tageszeitung „Die Presse“ am öffentlichen Diskurs in der gegenwärtigen Zuwanderungs- und Flüchtlingspolitik. Diskurse der Differenz, im Kontext der dauerhaften Niederlassung von Einwanderern, führen zu einer Intensivierung nationaler diskursiver Grenzziehungen. Konstitutiv für die Grenzziehungsprozesse, in denen insbesondere die Sprache, aber auch die Ethnizität eine wichtige Rolle spielt, ist für Ruth Wodak die Definition nationaler Identität als eine spezifische Form sozial konstruierter kollektiver Identität.³ Wenn es um kollektive Identitäten und Abgrenzungen geht, ist nationale Identität einer der wirkungsmächtigsten Codes der Inklusion und Vergemeinschaftung, argumentiert Mona Singer.⁴

Zuwanderung ist jedoch kein Phänomen der Gegenwart. Zuwanderung gab und gibt es seit Jahrhunderten. Menschen wurden durch Privilegien dazu gebracht, sich in fernen Gebieten anzusiedeln. Besonders betroffen davon waren Grenzregionen, wie das östliche Weinviertel in Niederösterreich. Die Besiedelungs- und Bevölkerungsgeschichte dieses Gebietes durch Awaren, Bayern und Slawen, reicht weit zurück. In den letzten Jahrhunderten waren es verstärkt die Tschechen und Slowaken, die sich in der Österreich-Ungarischen Monarchie, auf der anderen Seite der Thaya und March, welche die geographische Grenze bilden, eine wirtschaftliche Besserstellung erwarteten.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab es noch einzelne Orte im Weinviertel entlang

¹ Die Presse. 10.10.2007.

² Die Presse. 06.11.2007.

³ Ruth Wodak u.a.: Nationale und kulturelle Identitäten Österreichs. Theorien, Methoden und Probleme der Forschung zu kollektiver Identität. Wien 1995.

⁴ Mona Singer. Fremd. Bestimmung. Zur kulturellen Verortung von Identität. Tübingen 1997, S. 87.

der March, in denen vorwiegend slowakisch gesprochen wurde. Eines dieser Dörfer war die Gemeinde Ringelsdorf. Kaum 1,5 Kilometer entfernt liegt Niederabsdorf, wo man deutsch sprach.

Heute erinnern sich nur mehr wenige ZeitzeugInnen an das Zusammenleben zwischen BewohnerInnen mit deutscher und slowakischer Muttersprache. Die SlowakInnen lebten in diesem Gebiet Österreichs seit Jahrhunderten, teilten dessen Geschichte. Dennoch traten sie als eigenständige slowakische Minderheit weder im historischen Bewusstsein Österreichs noch in der Legislative in Erscheinung. Erst 1992, kurz vor der Entstehung der Slowakischen Republik, wurde sie als Volksgruppe anerkannt.⁵

Der Grenzfluss March zählt nicht nur zu den ältesten Grenzen Mitteleuropas. Er ist Trennlinie politischer Einflussbereiche und Kulturen, Sprach-, Nationalitäts- und Wohlstandsgrenze und auch Sicherheitsgrenze in der Europäischen Union. Bis Dezember 2007 war hier die Schengengrenze, eine Grenze gegen den Osten, von Soldaten des österreichischen Bundesheeres bewacht. Man möchte meinen, dass im Zeichen des Schengener Abkommens, Grenze, zumindest in Europa, ein Auslaufmodell ist. Aber es ist eine Tatsache, so Jeggle, dass die Grenzen bei aller Verflüchtigung auch Verfestigungen erfahren, ethnische Grenzen, Grenzen im Kopf zunehmend an Bedeutung gewinnen.⁶ Von politischen Parteien wird die Frage der Sicherheit mit Ein- und Zuwanderung verbunden.⁷

„Schengen fällt – Kontrollen bleiben. LH Pröll: Sicherheit der Bevölkerung geht vor!“⁸

lautet die Überschrift in einer niederösterreichischen Zeitung.

Die Abwehr der EinwanderInnen aus so genannten Drittstaaten, durch verschärfte

⁵ Emilia Hrabovec/Walter Reichel: Vorwort. In: dies. (Hg.): Die unbekannte Minderheit. Slowaken in Wien und Niederösterreich im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/Main 2005, S. 7-11.

⁶ Utz Jeggle: Beidseitigkeit. In: Utz Jeggle/Freddy Raphael (Hg.): Kleiner Grenzverkehr. Deutsch-französische Kulturanalysen. Paris 1997, S. XII.

⁷ Barbara Rosenkranz, FPÖ-Politikerin in Niederösterreich heute. ORF 2, am 12.1.2008.

⁸ Niederösterreich Zeitung. Ausgabe November 07.

Grenzkontrollen oder Abschiebungen, wird als wichtige Leistung für die Sicherheit interpretiert.

Der Eiserner Vorhang hat die Sprachgrenze, die einmal eine fließende war, fast undurchlässig gemacht. Das heute nicht mehr gebräuchliche Wort „Sprachgrenze“ gehörte im späten 19. Jahrhundert zum festen Vokabular des Nationalitätenkonfliktes und hatte einen durchaus kriegerischen Klang.⁹

Ich bin in Niederabsdorf aufgewachsen und erlebte diesen nachbarschaftlichen Sprachunterschied als Konflikt. Wir Kinder hatten Angst vor dem anderen Land jenseits der Grenze, einem Land mit einer anderen Sprache und einem anderen politischen System. Ulrike Heimel stellte in einer Untersuchung fest, dass diese Ängste, die Kinder von den Erwachsenen übernommen hatten, in verschiedenen österreichischen Printmedien geschürt wurden.¹⁰ Das dadurch erzeugte Feindbild bezog sich nicht nur auf die Menschen jenseits des Flusses, sondern wurde auch zur Grenze zum unmittelbaren Nachbarn.

War die Sprachgrenze, im Unterschied zur Landes- und Staatsgrenze, bis ins 19. Jahrhundert noch dynamisch, so entwickelte sie sich spätestens seit Bestehen des Eisernen Vorhanges zurück und deckte sich mit der Landesgrenze.

Amesberger und Haltmayer halten in ihrer Studie fest, dass das Wissen über die „Anderen“ – die Tschechen und Slowaken - auf österreichischer Seite relativ gering ist und dass dies durchaus auch auf die unmittelbare Nachbarschaft angewandt werden kann. Es ist vor allem die mangelnde Information, die zur Ablehnung von Kommunikation führt.¹¹

Man hat nichts gegen Fremde, so hört man oft, aber zu viele Fremde gefährden

⁹ Hanna Burger: Sprachgrenzen. In: Antonin Bartonek u.a. (Hg.): Kulturführer Waldviertel Weinviertel Südmähren. Wien 1993, S. 204.

¹⁰ Ulrike Heimel: Feindbild Tschechen (Slowaken). Eine Untersuchung österreichischer Printmedien der Nachkriegszeit (1945 – 1968). Diplomarbeit Wien 1993.

¹¹ Helga Amesberger/Brigitte Halbmayr: Soziale Dynamik im Grenzraum Österreich – Slowakei. Endbericht des Instituts für Konfliktforschung. Wien 1997.

das Bestehende, die eigene Kultur. Wichtig ist jedoch das Zugehen auf das „Andere im Anderen“, das „Einbeziehen des Eigenen im Anderen“, argumentiert Utz Jeggle. Denn die Grundlage jedes kulturwissenschaftlichen Verstehens ist das Reflektieren auf „das Andere im Eigenen“.¹²

¹² Utz Jeggle: Beidseitigkeit. In: Utz Jeggle/Freddy Raphael (Hg.): Kleiner Grenzverkehr. Deutsch-französische Kulturanalysen. Paris 1997, S. XIV.

2 Themenfindung und Fragestellung

2.1 Inhalt der Arbeit

Im Mittelpunkt der Arbeit stehen die deutschsprachige Gemeinde Niederabsdorf und die ehemals slowakischsprachige Gemeinde Ringelsdorf.

Ziel ist, in einer komparativen Ortsmonographie die beiden Gemeinden zu vergleichen, um das Entscheidende und das je Besondere herauszuarbeiten. Aufmerksamkeit soll den Prozessen des Austausches und der Integration, sowie den Konflikten zwischen den Gruppen unterschiedlicher kultureller Prägung geschenkt werden.

Es wird versucht, das Leben der lokalen Bevölkerungsgruppen und ihre gruppenspezifischen Verhaltensformen, ihr Wertesystem darzustellen und zu analysieren, die Lebensformen der gesamten Ortsbevölkerung in den Blick zu nehmen. Die wirtschaftlichen und sozialen Voraussetzungen, unter denen die Dorfgemeinschaften ihr Leben gestalten, sollen mit einbezogen werden.

Die beiden Gemeinden werden nicht isoliert betrachtet, sie werden in Beziehung zueinander gesetzt, da es zu Wechselbeziehungen verschiedenster Art kommt. Dieses Interaktionssystem soll auf Distanz geprägte Beziehungen und mögliche Konfliktlagen geprüft werden.¹³

Ethnische Gruppen, so Annemarie Schenk, unterscheiden sich im Wesentlichen durch kulturelle Äußerungen und grenzen sich durch diese gegeneinander ab. Kulturelle Zeichen sind an die Gruppe gebunden, an ihre historische und regionale Situation angepasst und verändern sich im Laufe der Zeit. Deshalb sind sie immer in Beziehung zur anderen Gruppe ihrer Umgebung zu sehen.

¹³ Annemarie Schenk: Volkskundliche Gemeindeforschung unter Berücksichtigung von Untersuchungen in ethnischen Kontakträumen. In: Georg Weber/Renate Weber (Hg.): Zugänge zur Gemeinde. Soziologische, historische und sprachwissenschaftliche Beiträge. Köln u.a. 2000, S. 144.

Kommunikationsprozesse sind darauf zu befragen, wie sie zur Identifikationsfindung einer Gruppe beitragen.¹⁴

2.2 Fragestellung

Die Fragestellung wird auf einen Themenkomplex eingeschränkt: Wie erfolgte die Abgrenzung nach außen. Mit welchen symbolischen und instrumentellen Handlungen wurde versucht, eine kollektive Identität innerhalb der Gruppen und eine Abgrenzung gegenüber den anderen durchzusetzen. Gab es eine Niederabsdorfer, eine Ringelsdorfer Identität und wie begründete sie sich. Wo gab es Unterschiede, beziehungsweise, wie wurden diese definiert. Welchen Wandlungsprozessen war das Leben unterworfen und wie haben sich die veränderten Lebensweisen auf die Identität der deutschsprachigen und slowakischsprachigen Bevölkerung ausgewirkt.

Es galt herauszufinden, ob es diese Differenzen noch immer gibt und wo es zu Begegnungen in den Nachbargemeinden kam und kommt. Differenzen, Berührungspunkte und ambivalente Beziehungen sollen beschrieben und analysiert werden und auf Verbindung zur Identität verweisen. Das Ziel ist es, die Reproduktion wie auch das Zurücktreten von Differenz, die Art und Weise der Grenzüberschreitung, der wechselnden Identitätsformen zu verstehen. Meine These ist, dass Vorstellungen und Praxen von nationaler und ethnischer Gemeinsamkeit und Differenz durch Politik, Medien, Institutionen, Diskurse und soziale Kategorisierung konstruiert werden.

Schwerpunktmäßig habe ich das Thema mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts eingegrenzt. Diese zeitliche Fokussierung bedingt die Auseinandersetzung mit der Moderne und mit dem nationalen Aspekt.

¹⁴ Annemarie Schenk: Interethik als methodisches Konzept. Zur Erforschung ethnischer Gruppen in Siebenbürgen. In: Kurt Dröge (Hg.): Alltagskulturen zwischen Erinnerung und Geschichte. Beiträge zur Volkskunde der Deutschen im und aus dem östlichen Europa. München 1995, S. 260.

Anregungen für die Fragestellung entstammen einem Projekt von Elisabeth Timm am Institut für Europäische Ethnologie, in dem ich mich mit nationalen Symbolen beschäftigte.

3 Quellen und Methoden

3.1 Quellen

Im Unterschied zum böhmisch-mährischen Grenzraum ist die Quellenlage zum Thema „Slowaken im nördlichen Niederösterreich“ sehr dürftig und teilweise sehr einseitig. Daher waren die Literaturrecherche und auch die Archivrecherche zu Beginn meiner Arbeit nicht einfach. Die Mehrheit der Arbeiten, auch die in den letzten Jahren verfassten, beschäftigen sich mit der sprachlichen Minderheit¹⁵ oder mit wirtschaftlichen Themen¹⁶ in diesem Gebiet.

Im Bezirksbuch Gänserndorf wird der Bezirk historisch und in seiner wirtschaftlichen Entwicklung aufgearbeitet. Für die einzelnen Beiträge zeichnen Pfarrer und Lehrer verantwortlich. Es sind vor allem Lehrer, die sich in der Region als Heimatforscher betätigen. So auch der Hauptschullehrer Anton Schultes aus Hohenau, auf dessen Arbeiten immer wieder zurückgegriffen wird. Er hat sich im Zuge seiner Heimatforschung in Aufsätzen, Zeitschriftenartikeln und in Büchern mit dem Zusammenleben der Deutschen und Slawen in der im Thaya-March Winkel gelegenen Landschaft auseinandergesetzt.¹⁷ Diesen kulturellen und wirtschaftlichen Wechselbeziehungen wurde eine stark „volkskundlich inspirierte Heimatkunde“ gewidmet, so Helmut Fielhauer, der die slowakische Minderheit in einer niederösterreichischen Grenzgemeinde erforschte. Er kritisiert den „historisierend-pittoresken Ton des Buches“, der die

¹⁵ Martina Schneider: Integration und Assimilation des mährisch-slowakischen Sprach- und Kulturgutes im nordöstlichen Niederösterreich. Diplomarbeit Wien 1995.

Ilse Hammer: „...über geschichtlich gewordenen Unterschiede der Kultur hinweg Verbindendes suchen...“. Diplomarbeit Wien 2001.

¹⁶ Elisabeth Spanischberger: Die Rübenzuckerindustrie und ihre Auswirkungen auf Raum und Gesellschaft im 19. Jahrhundert – Eine Fallstudie aus dem östlichen Weinviertel. Diplomarbeit Wien 1999.

¹⁷ Anton Schultes: Die Nachbarschaft der Deutschen und Slawen an der March. Kulturelle und wirtschaftliche Wechselbeziehungen im nordöstlichen Niederösterreich. Wien 1954.

„eigentlichen Produktionsverhältnisse der Zeit um 1900 verschleiert“.¹⁸

Herangezogen wurden auch Archivbestände des Niederösterreichischen Landesarchivs. Sie sind jedoch unvollständig, ganze Jahre oder Teile fehlen. Als schriftliche Quellen ab 1900 erwiesen sich die Pfarrchroniken der beiden Gemeinden, sowie teilweise vorhandene Gemeinde- und Gendarmerieprotokolle als hilfreich. Protokolle der Gemeinde Niederabsdorf stellte mir Herr Hermann Römer aus seiner Privatsammlung zur Verfügung. Seinen Angaben nach hat er diese Anfang der 1970er Jahre aus dem Papiercontainer gerettet.

Fehlen in Niederabsdorf die Gemeinderatsprotokolle ganz – angeblich hat man sie nach dem Krieg und anlässlich der Übersiedelung in das Gemeindeamt Ringelsdorf nach der Zusammenlegung der beiden Orte entsorgt – fehlen in Ringelsdorf nur die „geschichtsleeren Jahre“, wie sie Ruth Wodak nennt, die Jahre 1942-1945.¹⁹

Unterlagen über die geographische Lage der beiden Gemeinden fand ich im Franziszeischen Kataster. Statistiken, die in der niederösterreichischen Landesbibliothek aufliegen und Dokumente aus dem niederösterreichischen Landesarchiv, waren hilfreich für die Erforschung von Entwicklungstendenzen.

„Archivmaterialien ermöglichen im Gegensatz zu Erinnerungen vor allem eines: den Perspektivenwechsel zur Sichtweise der fraglichen Zeit“, argumentiert Katharina Eisch. „Verordnungen und Planungen, Verträge und Gesetze stecken als unbestechliche ‚harte Quellen‘ das historische Korsett ab, in das Erinnerungen alter Menschen eingepasst werden können und das ihre Datierung erlaubt.“ Zu beachten ist, dass die Inhalte historischer Quellen zwar authentisch sind, aber

¹⁸ Helmut P. Fielhauer: Das Ende einer Minderheit. Zuwanderung und Eingliederung slowakischer Landarbeiter in einer niederösterreichischen Grenzgemeinde. In: Olaf Bockhorn u.a. (Hg.): Volkskunde als demokratische Kulturgeschichtsschreibung. Ausgewählte Aufsätze aus zwei Jahrzehnten. Wien 1987, S. 166-220, hier S. 170.

¹⁹ Ruth Wodak u..a. (wie Anmerkung 3), S. 13.

genauso wenig objektiv sind wie unsere aktuellen Einschätzungen und Interessen. Denn, so Eisch, hier sprechen Wachleute, Amts- und Regierungsvertreter.²⁰

Einen bedeutenden Anteil an Material sammelte ich im Zuge von Interviews. Neben den im Literaturverzeichnis aufgelisteten Werken habe ich für diese Arbeit insgesamt 21 Personen aus den beiden Orten interviewt. Ich habe von jedem Ort mindestens je 5 Frauen und 5 Männer befragt und zwar solche, die in den jeweiligen Gemeinden geboren sind oder den Großteil ihres Lebens im jeweiligen Ort verbracht haben. Neben diesen meist 1,5- bis 2-stündigen Interviews, von denen 16 auf Tonband aufgezeichnet wurden, habe ich auch viele Kurzgespräche mit BewohneInnen der Gegend geführt.

Erklärend muss noch festgestellt werden, dass in sämtlichen Interviews die Sprache als „Böhmisch“ bezeichnet wird. Laut Literatur handelt es sich um einen mährisch-slowakischen Dialekt, der dem Slowakischen sehr ähnlich ist.²¹

3.2. Methoden

Die Europäische Ethnologie bietet verschiedene Methoden in der wissenschaftlichen Forschung. Katharina Eisch beschreibt in ihrem Aufsatz die Möglichkeiten, welche eine offene und multiperspektivische Feldforschung bietet. Es ist allerdings die Fähigkeit gefordert, sich „hinhörend auf das Feld einzulassen, möglichst ohne vermeintlich Belangloses und Abwegiges voreilig auszublenden“²²

Hier wurde die qualitative Methode, die mit autobiographischen Materialien in enger Beziehung steht, angewandt. Den Befragten wird freier Raum für das Erinnern und Erzählen gegeben. Für die Interviews habe ich einen Fragebogen

²⁰ Katharina Eisch: Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums. München 1996, S. 81.

²¹ Schneider Martina (wie Anmerkung 15).

²² Katharina Eisch: Erkundungen und Zugänge I: Feldforschung. Wie man zu Material kommt. In: Klara Löffler (Hg.): Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Wien 1998. Wien 2001, S. 42.

entworfen, der mir nur als Wegweiser und Gedächtnisstütze dienen sollte. Er war auch Grundlage dafür, bei stockendem Gespräch beziehungsweise bei unergiebigem Thematik dem Interview eine neue Wendung zu geben.

Das narrative Interview wird besonders häufig im Zusammenhang mit lebensgeschichtlich bezogenen Fragestellungen eingesetzt. Der Nachfrageteil gibt dem Forscher Chancen zu einer aktiven Gestaltung. Hier werden offen gebliebene Fragen aufgegriffen, die sich aus der Erzählung ergeben. Befragte, die frei erzählen, geben gegebenenfalls auch Gedanken und Erinnerungen preis, die sie auf direkte Fragen nicht äußern können oder wollen.²³ Wesentliche Meinungen, Einstellungen, Motivationen können dadurch erfasst werden.

Der Großteil der Gespräche wurde auf Band aufgenommen. Bei einigen Interviews versagte das Aufnahmegerät. Deshalb war für mich das Anlegen eines Feldtagebuches sehr wichtig, auch um meine subjektiven Empfindungen und das Umfeld, in dem die Befragungen stattfanden, festzuhalten. Beim Abhören der Gespräche konnte ich oft Diskrepanzen zur eigenen Erinnerung erkennen. Dies hängt sicher auch mit meiner Eingebundenheit in die Ortsgegebenheiten zusammen, was in der Arbeit zu berücksichtigen war.

Das Feld war mir nicht fremd. Deshalb bestand meine Aufgabe nicht in der Annäherung an eine fremde Kultur, sondern eher im Schaffen einer notwendigen Distanz, um sich vom Instinkt der Selbstverständlichkeit lösen zu können und Zusammenhänge zu erkennen. Die Art der Distanzierung wurde in meinem Fall durch die Tatsache erleichtert, dass ich seit Jahrzehnten aus Niederabsdorf weggezogen bin. Meine Eltern leben jedoch nach wie vor dort, weswegen ich auch häufig hinfahre. Ich setzte mir zum Ziel, möglichst vielen Menschen zu begegnen und besuchte, teilnehmend beobachtend, verschiedene Veranstaltungen wie Feuerwehrfest, Kirtag und Pfarrfest.

²³ Christel Hopf: Qualitative Interviews – ein Überblick. In: Uwe Flick u.a. (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg 2003, S. 349-360.

Die biographischen Interviews entstanden vor allem – jedoch nicht ausschließlich – mit älteren Menschen. Ich wurde meist auf Empfehlung weitervermittelt. In Niederabsdorf konnte ich die Personen selber aussuchen, da ich viele, vor allem der Generation über 50 Jahre, kenne. Hier versuchte ich GesprächspartnerInnen aus unterschiedlichen sozialen Hierarchien zu erreichen. In Ringelsdorf, wo ich kaum jemand kenne, war ich auf Vermittlung angewiesen. Aber auch hier konnte ich unterschiedliche Gesellschaftsschichten erreichen. Die Interviews, mit einer Ausnahme, fanden nach telefonischer Vereinbarung in der Wohnung der Gewährspersonen statt. Mit einigen Interviewten kam es zusätzlich immer wieder zu informellem Austausch, in dem aktuelle Ereignisse oder Nachfragen über meine Arbeit reflektiert wurden. Ich führte Einzelinterviews, aber auch Gespräche mit Ehepaaren, um geschlechtsspezifische Unterschiede zu erkennen.

Die Eröffnungsfrage des Interviews lautete im Allgemeinen: „Die Untersuchung richtet sich auf den Alltag der im Ort lebenden Menschen, auf die Veränderung des Alltages und ich bitte Sie mir aus Ihrem Leben zu erzählen.“ Daraufhin folgte eine persönliche Lebensgeschichte. Die InformantInnen zeigten sich unterschiedlich. Einige wollten das Gespräch nach eigenen Vorstellungen steuern, andere erwarteten Fragen. Manche InformantInnen waren bereit, sachlich die Fragen zu beantworten, wollten aber nicht mehr Einblick als notwendig in ihre Persönlichkeit gewähren. Vor allem in Ringelsdorf waren die Personen zurückhaltender. Gerechnet wurde auch mit einer identifikatorischen Einfühlung zwischen Feldforscherin und Interviewten. Es war allerdings nicht schwierig auf die zu erforschende Gruppe einzugehen. Ich versuchte, die Haltung und Meinung der InformantInnen zu verstehen. Die Einstellung der GesprächspartnerInnen mir gegenüber war sehr positiv und freundlich.

Die Interviews habe ich später transkribiert. Ein Problem war die schriftliche Wiedergabe von den Interviewtexten. Gesprochener Text erscheint in der Transkription und in Form von Zitatenausschnitten stark verfremdet, insbesondere dann, wenn es um die Übertragung von Dialektäußerungen geht. Im Dialekt drücken sich Generations-, Schicht- und Klassenunterschiede, die lokale Zugehörigkeit aus, die besonderen kulturhistorischen Erfahrungen und

Aneignungsweisen entwachsen und schwer übersetzbar sind. Als Tribut an die Lesbarkeit der wörtlich wiedergegebenen Interviewpassagen habe ich mich trotzdem für eine weitgehend einheitliche hochsprachliche Übertragung entschieden.

4 Forschungsstand

4.1 Forschung in Grenzräumen

Volkskultur in Grenzräumen und in den Sprachinseln hat die Volkskunde nachhaltig beschäftigt, wobei in der Volkskulturforschung in den 20er und 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Interessen wissenschaftlicher und ideologisch-politischer Art miteinander verflochten waren. Forschung und Praxis gründeten unmittelbar auf nationale, politische und gesellschaftliche Defizite. Es verband sich die Auffassung, dass Volkskultur in Grenzräumen vor allem eine national-politische Bedeutung als „Außenposten“ deutschen Volkstums habe. Die Volkskultur der „Grenzland-Deutschen“ wurde als Bollwerk instrumentalisiert, so Köstlin. Damit waren aber die Gemeinsamkeiten aufgekündigt und das Ende jener Selbstverständlichkeit programmiert, in der die verschiedenen Ethnien miteinander und beieinander gelebt hatten.

Die aktuelle volkskundliche Forschung geht weg von der Inselsituation und dem Kampfgedanken der mit ihr verbunden ist. Man fragt nach dem gemeinsamen Leben, das durch nationalistische Einflüsterungen gestört wurde.²⁴

Nach Auffassung von Annemarie Schenk, sie untersuchte in einem ethnisch gemischten Dorf soziokulturelle Wandlungsprozesse, übersah die starre Auffassung von Sprachinseln, dass diese Gebiete auch Kontaktzonen zu anderen ethnischen Gruppen darstellen.²⁵

Katharina Eisch fragt in ihrer Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraumes nach den Zeichen, Bildern und Geschichten der Grenze, nach Grenzziehungen und Grenzüberschreitungen. Es geht um die Differenz setzende

²⁴ Konrad Köstlin: Volkskulturforschung in Grenzräumen. In: Ulrich Tolksdorf (Hg.): Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde. Band 33. 1990, S. 1 – 19. hier S 15.

²⁵ Annemarie Schenk: Bemerkungen zu Theorie und Methode. In: dies./Ingeborg Weber-Kellermann (Hg): Interethik und sozialer Wandel in einem mehrsprachigen Dorf des rumänischen Banats. Marburg 1973, S. 3.

und Kultur schaffende Dynamik von „Grenze“. ²⁶ In einem Aufsatz beschäftigt sich die Ethnologin mit der Ausgrenzung durch Sprache.²⁷

Andrea Komlosy bezeichnet ihren Forschungsband „Kulturen an der Grenze“ als ein österreichisch-tschechisches Gemeinschaftsprodukt, als eine Dokumentation einer gegenseitigen Annäherung. Die Beiträge sind von österreichischen und tschechischen WissenschaftlerInnen verfasst, wobei Komlosy anmerkt, dass Forschungsstile und Forschungsstrukturen in Österreich und der Tschechischen Republik eine Reihe von Unterschieden aufweisen. Wald- und Weinviertel haben keine wissenschaftlichen Einrichtungen und deshalb auch keine hauptamtlichen WissenschaftlerInnen. Das südböhmische und südmährische Grenzgebiet ist jedoch von einem Netz von Archiven und Museen mit zahlreichen professionellen HistorikerInnen durchzogen. Während es diesen Mitarbeitern den Zugang zu Quellen - die „in Österreich im Dickicht der Stadt- Pfarr- und Herrschaftsarchiven“ nicht so leicht auffindbar sind - erleichtert, mangelt es ihnen an AnsprechpartnerInnen aus dem Bereich der ehrenamtlichen Heimatforschung, die in Österreich, wie Komlosy meint, oft hervorragende Kompetenz aufweisen.

Sie vermisst allerdings, dass sich kein Autor dem Deutschnationalismus widmete, der im niederösterreichischen Grenzgebiet bereits im 19. Jahrhundert fest verankert war. Auch die regionalen Entwicklungsprobleme der österreichischen Grenzregionen, denen trotz intensiver Bemühungen keine langfristige Stabilisierung von Arbeitsplätzen und Bevölkerung gelungen ist, blieben ausgespart.²⁸

Im Rahmen eines Seminars „Interethnische Beziehungen an der March“, im Studienjahr 1974/75 am Institut für Volkskunde Wien, forschte Helmut Fielhauer

²⁶ Katharina Eisch (wie Anmerkung 20).

²⁷ Katharina Eisch: Leben auf der Grenze. Zur Selbstverortung der Deutschen im Böhmerwald. In: Heike Müns/Theodor Kohlmann (Hg.): Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde. Band 38. Marburg 1995, S. 169-186.

²⁸ Andrea Komlosy: Einleitung. In: dies. u.a. (Hg.): Kulturen an der Grenze. Waldviertel, Weinviertel, Südböhmen, Südmähren. Wien 1995, S. 11-16.

mit den StudentInnen in einer gemischtsprachigen niederösterreichischen Grenzgemeinde, die er verschlüsselt als „Marchdorf“ bezeichnete.²⁹

In ihrer Dissertation analysierte Margit Feischmidt, wie ideologische Vorstellungen nationaler und ethnischer Gemeinsamkeit und Differenz durch Politik, Medien und Institutionen konstruiert werden und wie sie über öffentliche Diskurse Einzug halten in Lebenswelten und Alltagsgeschichten. Sie zeigt dies am Verhältnis der Rumänen und Ungarn in Cluj, dem ehemaligen Klausenburg, das als Zentrum Siebenbürgens eine der multiethnischen Grenzregionen Osteuropas darstellt.³⁰

4.2 Nationalismusforschung in der Europäischen Ethnologie

Die EthnologInnen Beate Binder, Wolfgang Kaschuba und Peter Niedermüller stellen fest, dass Nationalismus und die Konstruktion nationaler Identitäten vor allem Forschungsgebiet der Geschichts- Politikwissenschaften war. In dem Buch, das im Zuge eines Forschungsprojektes erschienen ist, stellen die AutorInnen zur Diskussion, ob nicht die Europäische Ethnologie mit ihren theoretischen und methodologischen Möglichkeiten, eher in der Lage ist, bestimmten Fragen auf die Spur zu kommen, die nach ihrer Ansicht ungelöst sind. Beispielsweise die Frage, warum Argumente der gemeinsamen Herkunft und ethnischer Gemeinschaft Sicherheit verheißende Identifikation nach innen und Abgrenzung nach außen erzeugen.

Die AutorInnen fragen nach den Wirkungsweisen und Mechanismen, den Regeln und Logiken des nationalen Redens, Denkens und Handelns. Gemeinsam sind den Fragestellungen in den Beiträgen – ausgehend von den Konzepten Andersons, Gellners und Hobsbawms – dass sie die kulturellen, politischen und sozialen Konstruktionsprozesse an den Ausgangspunkt stellen.

²⁹ Helmut P. Fielhauer (wie Anmerkung 18), S. 166-220.

³⁰ Margit Feischmidt: Ethnizität als Konstruktion und Erfahrung. Symbolstreit und Alltagskultur im siebenbürgischen Cluj. Diss. Berlin 2002.

Nach Meinung der AutorInnen wird mit Hilfe von Geschichtspolitik und Argumenten der geschichtlichen Herkunft, der ethnischen Gemeinschaft, eine Vorstellung von Authentizität hergestellt und zugleich für eine Sicherung ein neues Gemeinschaftsbewusstsein eingefordert.³¹

Benedict Anderson merkt an, dass sich die Auseinandersetzung mit dem Nationalismus bezüglich ihrer Methoden und hinsichtlich ihrer Qualität verändert hat. Eine außergewöhnliche Zunahme von historischen, anthropologischen, soziologischen und anderen Studien ist zu verzeichnen, welche die Aspekte ihrer Untersuchungsbereiche mit dem Thema Nationalismus und Nationen in Verbindung bringen.³²

³¹ Beate Binder u.a.: Inszenierung des Nationalen – einige einleitende Bemerkungen. In: dies.(Hg.): Die Inszenierung des Nationalen. Geschichte, Kultur und Politik der Identitäten des 20. Jahrhunderts. Köln u.a. 2001, S. 7-18.

³² Benedict Anderson. Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt/Main 1996, S. 15.

5 Theoretischer und konzeptueller Rahmen der Arbeit: Nationalismusforschung

Das nationale Bewusstsein ist in den beiden Gemeinden sehr ausgeprägt. Sprache als Abgrenzung spielt eine große Rolle und wird in den Interviews als wesentliches Unterscheidungsmerkmal angeführt. Es ist daher notwendig, das Konzept der Nationalismusforschung vorzustellen, da sie der gesamten Arbeit zugrunde liegt.

5.1 Nation, Nationenbildung, Nationalismus

Die vor allem historisch orientierte Sozialforschung hat zum Ziel, den historischen Prozess der Nationenbildung zu rekonstruieren. Sie will die Bedingungen darstellen, durch die das Konzept „Nation“ im Laufe der Industrialisierung und Modernisierung der europäischen Gesellschaften im 18. und 19. Jahrhundert ermöglicht wurde. Die Klassiker der Deutung des Nationalismus sind Benedict Anderson, Ernest Gellner und Eric Hobsbawm.

Nach Anderson gibt es keine Nation, er spricht von einer „vorgestellten politischen Gemeinschaft – vorgestellt als begrenzt und souverän.“³³ Vorgestellt ist sie deswegen, weil die Mitglieder einer Nation die anderen nicht kennen und ihnen auch nicht begegnen, in ihren Köpfen aber die Vorstellung einer Gemeinschaft existiert. Die Nation wird als begrenzt vorgestellt, weil sie in genau bestimmten Grenzen lebt. Sie wird als souverän vorgestellt, weil ihr Begriff aus einer Zeit stammt, in der Aufklärung und Revolution hierarchisch-dynastische Reiche zerstörten. Schließlich wird die Nation als Gemeinschaft vorgestellt, weil sie als Verbund von Gleichen verstanden wird.³⁴ Gellner kommt zu einem ähnlichen Schluss: „Nationalismus ist keineswegs das Erwachen von Nationen zu

³³ Ebd. S. 15.

³⁴ Ebd. S. 15.

Selbstbewusstsein: man erfindet Nationen, wo es sie vorher nicht gab.³⁵ Anderson kritisiert, dass sich mit dieser Formulierung für Gellner die Erfindung mit der Herstellung von Falschem assoziiert, anstatt mit „Vorstellen und Kreieren. Damit könnte es ‚wahre‘ Gemeinschaften geben, die sich von Nationen vorteilhaft abheben.“³⁶ Die Nation ist für ihn eine Erfindung, ein Modell, das nur in bestimmten historischen Konstellationen möglich war. Den Hauptgrund für die Entwicklung sieht er in der Verbindung von Kapitalismus und Buchdruck. Aus der Vielfalt der gesprochenen Sprachen wurden einige gedruckte Sprachen ausgewählt, die zur Grundlage der gedruckten Kommunikation wurden. Die in gleicher Sprache gedruckte Kommunikation machte eine neue Form von vorgestellter Gemeinschaft möglich. Die Ausdehnung dieser Gemeinschaften hatten ihre impliziten Grenzen und gleichzeitig bestand eine Beziehung zu den politischen Grenzen.

Auch Gellner rekurriert stark auf die Kommunikationsrevolution. Mit dem Buchdruck, der Reformation und der Erfindung der Flugschrift, beginnen neue Medien die Kommunikation zu revoltieren. Sie unterstützten aus wirtschaftlichen Gründen den Trend zu einheitlichen Großsprachgebieten. Die Verbreitung dieses Mediums, durch langsam erhöhte Alphabetisierungsgrade, führte zu einem Wandel der öffentlichen Meinung.³⁷

Für Hobsbawm waren ethnische Zugehörigkeit und Sprache zentrale Kriterien für die potentielle Nation. Die Existenz einer alteingesessenen Elite, die sich im Besitz einer geschriebenen nationalen Literatur und Amtssprache befand, war die Grundlage für die deutschen Ansprüche auf eine eigene Nation. Die nationale Identifikation war hier stark sprachlich geprägt, obwohl die Nationalsprache für den Alltagsgebrauch nur von einer Minderheit gesprochen wurde, während die übrige Bevölkerung unterschiedliche Dialekte sprach, ihnen eine gemeinsame Umgangssprache fehlte. Für Deutsche, so Hobsbawm, diente ihre Nationalsprache nicht nur administrativen Zwecken, war sie nicht nur Medium einer hoch

³⁵ Ernest Gellner: Nationalismus und Moderne. Berlin 1991, S 169.

³⁶ Benedict Anderson (wie Anmerkung 32), S. 16.

³⁷ Ernest Gellner (wie Anmerkung 35), S. 186.

entwickelten Literatur. Sie allein schuf Deutsche und hatte damit einen großen Anteil an der nationalen Identität.³⁸

Das wirksamste Mittel zerstreute Gruppen zusammenzuschließen ist für Hobsbawm, sie gegen Außenstehende zu vereinigen, indem die Unterschiede zwischen „ihnen“ und „uns“ hervorgehoben werden. Der Nationalismus strebt danach, jene zusammenzubinden, von denen man annimmt, sie hätten eine gemeinsame ethnische Herkunft, Sprache, Kultur, historische Vergangenheit. In der Nationalität, so Hobsbawm, kann die starke Sehnsucht von Menschen nach einer Gruppenidentität zum Ausdruck kommen.³⁹

Gellner sieht den Nationalismus als politisches Prinzip, das besagt, dass politische und nationale Einheiten deckungsgleich sein sollen. Das Nationalgefühl ist für ihn die Empfindung von Zorn, wenn dieses Prinzip verletzt wird oder von Befriedigung angesichts seiner Erfüllung. Jede nationalistische Bewegung wird durch derartige Empfindung angetrieben. Deshalb ist es „der Nationalismus, der die Nation hervorbringt, und nicht umgekehrt“.⁴⁰

Für Gellner ist der Nationalismus eine besondere Art des Patriotismus, die nur unter ganz bestimmten sozialen Bedingungen dominant wird. Diese Bedingungen bestehen für ihn nur in der modernen Welt.⁴¹

³⁸ Eric J.Hobsbawm: Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780. Frankfurt/Main 1991, S 123.

³⁹ Ebd. S 196f.

⁴⁰ Ernest Gellner (wie Anmerkung 35), S. 87.

⁴¹ Ebd. S. 200.

5.2 Der Sprachnationalismus – Sprache als nationales Identifikationsobjekt

Nach Anderson war der Nationalismus, der sich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts entwickelte, erst nach der Entstehung eines sprachlichen Volksnationalismus möglich. Für ihn ist er die Antwort dynastischer und aristokratischer Machtgruppen, die ihren Ausschluss aus vorgestellten Volksgemeinschaften fürchteten.

Für Joseph II. erschien eine einheitliche Sprache, die alle Teile des Reiches miteinander verband, erforderlich. Ziel war vor allem die Erhaltung der Hausmacht. Deutsch erlangte nach der Mitte des 19. Jahrhunderts die Stellung als „universal-kaiserlich“.⁴² Je mehr die Habsburger diese Eigenschaft betonten, desto mehr schienen sie sich auf die Seite ihrer deutschsprachigen Untertanen zu stellen, was bei den übrigen Unwillen erregte. Machten sie Konzessionen gegenüber anderen Sprachen, vor allem dem Ungarischen, empfanden dies die deutschsprachigen Untertanen als Affront.

Fast immer verdeckte der offizielle Nationalismus das Auseinandertreten von Nation und dynastischem Reich. In der ganzen Welt tauchte dieser Widerspruch auf. Dies war vor allem in der Tatsache begründet, dass im Zentrum der Imperien Nationen zu entstehen begannen, die sich gegen eine „Fremdherrschaft“ wehrten.⁴³

Hobsbawm bezeichnet Nationalsprachen als Kunstprodukt, die gelegentlich so gut wie erfunden sind. Die meisten nationalistischen Bewegungen um 1900 stellten das sprachliche oder ethnische Moment in den Vordergrund. Nach 1918 fand die nationale Identifikation durch die modernen Massenmedien wie Presse, Film und Funk, neue Mittel. Mit ihrer Hilfe konnten Ideologien für die Massen

⁴² Benedikt Anderson (wie Anmerkung 32), S 89.

⁴³ Ebd. S. 114.

standardisiert und umgeformt und andererseits von Regierungen und Privatinteressen für eine gezielte Propaganda eingesetzt werden.⁴⁴

5.3 Deutschnationalismus in Österreich

Bruckmüller erklärt, dass das neue Nationalbewusstsein der Deutschen zweifellos von der Sprache und Dichtung her vorbereitet wurde: von den Bemühungen Gottscheds und Lessings, von der Weimarer Klassik und deren Breitenwirkung. Auch von den österreichischen Schriftstellern wurde der deutsche Patriotismus immer wieder hervorgehoben.

Nach 1848 wurde die deutsche Nation auf das Sprachgebiet eingeschränkt. Damit ist das überlieferte Überlegenheitsgefühl der Deutschen auf eine andere als die traditionelle kulturelle transformiert worden. Für Bruckmüller ist dies eine machtpolitische Wendung des deutschen Nationalismus. Etwas von diesem Geist blieb später in beiden deutschen Nationen erhalten: Kriegerisch-aggressiv aufgeladene Überlegenheitsgefühle gegenüber vor allem den slawischen Völkern im Osten und Südosten des deutschen Sprachgebietes, was für die spätere Entwicklung maßgeblich war.⁴⁵

Immer deutlicher fiel Preußen die entscheidende Rolle zu. Preußen wurde zum Symbol für Fortschritt und Einigkeit, Österreich zum Symbol für Spaltung und Rückständigkeit. Eben dieses „Preußen-Deutschland“ wurde in Österreich vielfach bewundert. Es entstand ein romantischer Deutschnationalismus, der sich von den Vorzügen des außerösterreichischen Deutschland übertriebene Vorstellungen machte, so Bruckmüller.

Für Ungarn, Tschechen und Slowenen waren „die Deutschen“ die österreichischen Deutschen, die unmittelbaren Kontrahenten der nationalen Auseinandersetzungen. Die Deutschösterreicher sahen sich als staatstragende Nation der Monarchie, als „beste Österreicher“. Nach Bruckmüller orientierten sie

⁴⁴ Eric J. Hobsbawm (wie Anmerkung 38), S. 167.

⁴⁵ Ernst Bruckmüller: Nation Österreich. Kulturelles Bewusstsein und gesellschaftlich-politische Prozesse. Wien u.a. 1996.

sich als Deutsche, aber auch an einem „Deutschtum“, das mit Deutschland verbunden war. Denn Deutschland war ein Land der Kultur, großer Dichter und Philosophen, einer tüchtigen Wirtschaft.

Die deutsche Nationsbildung in Deutschland – auf dem Gebiet des späteren Bismarck-Reiches – rankte sich um die preußischen und protestantischen Traditionen, ihre Symbolfiguren waren Luther und Friedrich II. von Preußen. Zu den Differenzbildern, der sich zwischen 1830 und 1871 konstituierenden deutschen Nation, gehörte auch das „rückständige“, reaktionäre“, „undeutsche“ Österreich. Die parallel dazu verlaufende Nationsbildung der Deutschösterreicher verwendete dagegen die Identifikationsbilder „österreichischer Kaiser“ und „deutsche Kultur.“⁴⁶

5.4 Österreichische Identität – nationale österreichische Identität

Der Historiker Friedrich Heer untersuchte die Fragen: Was ist Österreich, wer ist Österreicher, gibt es eine österreichische Nation. Er stellte fest:

„Es gibt kein geschichtliches Gebilde in Europa, dessen Existenz so sehr mit den Identitätsproblemen seiner Mitglieder verbunden ist wie Österreich.“⁴⁷

Mit dem Zugehörigkeitsgefühl zu Deutschland waren bei vielen DeutschösterreicherInnen ein ausgeprägter österreichischer Patriotismus und ein ebenso ausgeprägtes Festhalten an der eigenen österreichischen Staatlichkeit verbunden.

Nach Bruckmüller hat Österreich vor 1938 unter den Spannungen der Doppelidentität gelitten, die durch den Anschluss gelöst worden sind. Der langsamen Entwicklung zur rein österreichischen Identität habe die „deutsche Kulturidentität gewissermaßen als ‚Brücke‘ zum uneingeschränkten österreichischen Nationalbekenntnis gedient.“⁴⁸

⁴⁶ Ebd. S 291.

⁴⁷ Friedrich Heer: Der Kampf um die österreichische Identität. Wien u.a. 2001, S 9.

⁴⁸ Ernst Bruckmüller (wie Anmerkung 45), 291.

Ruth Wodak stellt fest, dass das Bekenntnis zur österreichischen Nation seine Wurzeln in den Jahren 1938 bis 1945, im Widerstand gegen das NS-Regime unter Hitler, hat. Die deutsche Identifikationsebene war den ÖsterreicherInnen spätestens nach 1945 entzogen. Jedoch ist nach wie vor ein starkes Gefühl der inneren Verwandtschaft der ÖsterreicherInnen zu den Deutschen zu erkennen.⁴⁹

Für Wodak sind die verfassungsrechtliche Verankerung der Staatssprache Deutsch und die Assimilationspolitik gegenüber autochthonen und zugewanderten Minderheiten deutliche Indizien dafür, dass der Sprache und der sprachlichen Zugehörigkeit bei der Konstruktion einer nationalen österreichischen Identität Bedeutung zukommt.⁵⁰

In der deutschen Sprachwissenschaft in Österreich herrschen zwei Sichtweisen vor: Einerseits wird der Standpunkt vertreten, Österreich sei Teil einer deutschen Sprach- und Kulturnation. Andererseits gibt es die Position, die eine österreichische Kulturnation annimmt, für die die österreichische Sprache eine wichtige Rolle spielt.

Im Konzept der Kulturnation werden gemeinsame Sprache und gemeinsame Geschichte als Identität stiftend angesehen. Im Konzept der Staatsnation wird die nationale Zugehörigkeit durch die in der Verfassung festgelegten gemeinsamen Rechte und Pflichten manifestiert. Die Unterschiede sind jedoch gering. Bei beiden Konzepten geht es um die Differenz zum Anderen: Wir und sie. Deutschland wird als Kulturnation verstanden, ethno-kulturelle Einheit soll sich über politische Einheit ausdrücken.⁵¹

Sowohl in der wissenschaftlichen Literatur als auch bei Einstellungserhebungen wird immer wieder die zentrale Rolle der Sprache für die Identität betont, argumentiert Wodak. Die Prozesse der Assimilation und im konkreten Fall der Germanisierung sind für die Betroffenen sehr belastend. Als Beispiel führt sie die

⁴⁹ Ruth Wodak u.a. Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität. Frankfurt/Main 1998, S. 131f.

⁵⁰ Ebd. S. 135f.

⁵¹ Ebd. S. 22.

Kärntner SlowenInnen an: Das Slowenische ist es, das sie unterscheidbar und zu SlowenInnen macht, weswegen sie auch im Ernstfall stigmatisiert werden. Deshalb versuchen sie die Kenntnis des Slowenischen zu verbergen, wenn sie Konflikte in der Öffentlichkeit vermeiden wollen. Für Wodak stellt das Slowenische ein wesentliches Identitätsmerkmal dar, da es sonst kaum so ein deutliches Unterscheidungsmerkmal zwischen Deutsch- und Slowenischsprachigen in Kärnten gibt. Die Autorin hält die Situation in Kärnten auch für typisch, dass die Frage nach sprachlicher Identität in einem starken Ausmaß auch eine Frage der politischen Identität ist.⁵²

5.5 Abstammungsmythologien, Konstruktion einer gemeinsamen Geschichte

Im Konzept der Kulturnation spielt Geschichte eine große Rolle. Durch das Berufen auf eine gemeinsame Herkunft, gemeinsame Traditionen und kollektive Erfahrungen, werden vermeintliche Gemeinsamkeiten – auch über Generationen hinweg – alle unter einer „Nation versammelten Menschen“ geschaffen.

Immer hat man über sich selbst ein Bild dadurch gemacht, dass man sich von gewissen Göttern, oder später, von gewissen Völkern herleitete. Abstammungsmythen gehören zum ständigen Repertoire jeder nationalen Mythologie. Der Glaube an eine gemeinsame Abstammung ist die Grundlage für ethnisches Gemeinschaftsbewusstsein, so Bruckmüller.

Für die Konstruktion nationaler Identitäten sind die im kollektiven Gedächtnis sozialer Gruppen jeweils präsenten, historischen oder mythisierten Erinnerungen von besonderem Interesse. Ethnische und nationale Gruppen stützen immer wieder ihre Eigenart und Einheit auf Ereignisse in der Vergangenheit. Die Herrschaft über die historische Erinnerung und über Geschichtsbilder bestimmt das Selbstbewusstsein einer Gesellschaft, schreibt Bruckmüller.⁵³

⁵² Ruth Wodak u.a. (wie Anmerkung 49), S 143f.

⁵³ Ernst Bruckmüller (wie Anmerkung 45).

Jubiläen und Geschichtsbewusstsein hängen eng zusammen. Es ist ein Geschichtsbewusstsein, das die Legitimität einer Gesellschaft der Gegenwart sehr stark aus der Vergangenheit ableitet. Im vagen Wissen: *Wir sind vor neunhundert Jahren von den Baiern gegründet worden und haben ein Jubiläum gefeiert*, findet sich eine Bandbreite von Interpretationen. Mitunter fällt die Bezugnahme auf Baiern und Deutsche durcheinander, wie zum Beispiel in der folgenden Aussage: *Ich glaub...deutsche Mönche...also ich glaub ein bairisches Kloster, genau weiß ich es nicht, hat Niederabsdorf gegründet*.

Die Ausmaße der so genannten „Ostkolonisation“, durch die Österreich fast zur Gänze zu einem deutschsprachigen Land geworden ist, sind unbekannt. Deutsche Forscher meinen, so Brückmüller, es seien nur einige hunderttausend Menschen gewesen, die zwischen Ostsee und Adria wirklich gewandert seien. Vielfach gab es Assimilationsvorgänge, die ursprünglich in beide Richtungen wirkten. Die Sprache der neuen Herren setzte sich schließlich als dominant durch und verdrängte die älteren Sprachen der Einheimischen. Es waren aber auch die vorher in der Region lebenden Slawen nicht „Urbevölkerung“, sie waren ebenso Produkte gesellschaftlicher Vorgänge von Wanderung, Eroberung, Überschichtung und Assimilation.⁵⁴

Tradition, Geschichte, Herkunft sind jedoch immer wieder zitierte Säulen von vorgestellter nationaler Identität. Nationale Identität wird mit einer kollektiven Vergangenheit verbunden, die hergestellt werden muss, schreibt Singer. Diese Herstellung einer identifikationsstiftenden gemeinsamen Vergangenheit ist ein wesentliches Moment des Nationalismus.⁵⁵

⁵⁴ Ebd.

⁵⁵ Mona Singer (wie Anmerkung 4), S. 90f.

5.6 Nation und Geschlecht

Tacke und Haupt merken kritisch an, dass die Kategorie Geschlecht in der Nationalismusforschung einen vernachlässigten Platz in der Erklärung nationaler Identitäten zuweist. Sie untersuchten nationale Stereotypen und Geschlechtercharaktere und fragten, wie stark nationale Identität durch Geschlecht bestimmt oder gestützt wurde.⁵⁶

Sie stellten fest, dass Nation historisch als ein Männerbund wahrgenommen und legitimiert wurde und in der historischen Forschung bis heute als ein Männerbund reproduziert wird. Die Definition Andersons, Nation als „imaginäre Gemeinschaft“, verdeutlicht diesen Befund:

„Es war diese Brüderlichkeit, die es in den letzten zwei Jahrhunderten möglich gemacht hat, dass Millionen von Menschen für so begrenzte Vorstellungen weniger getötet haben als vielmehr bereitwillig gestorben sind.“⁵⁷

Die Bereitschaft der Männer, den Tod für das Vaterland auf sich zu nehmen und damit das höchste Opfer für die Nation zu bringen, wurde durch die Verbindung von Männlichkeit und soldatischen Tugenden erhöht. Nation wird in dieser Definition als eine im Kampf gegen einen Feind – im Männerkampf – entstandene Einheit dargestellt.⁵⁸

Wie in ihrer unterstützenden Rolle im Krieg, Frauen pflegten beispielsweise Verwundete, traten sie auch in der Nationalbewegung nur in einer untergeordneten, beigeordneten Rolle auf. Zwar wurden sie nicht gänzlich ausgeschlossen, aber innerhalb der Nation wurde ihnen ein eigener privater Raum

⁵⁶ Heinz Gerhard Haupt/Charlotte Tacke: Die Kultur des Nationalen. Sozial- und kulturgeschichtliche Ansätze bei der Erforschung des europäischen Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert. In: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hg.): Kulturgeschichte Heute. Göttingen 1996, S. 255-283.

⁵⁷ Benedict Anderson (wie Anmerkung 32), S. 17.

⁵⁸ Heinz-Gerhard Haupt/Charlotte Tacke (wie Anmerkung 56), S. 275.

zugesprochen, der die geschlechtliche Trennung der Gesellschaft nicht in Frage stellte, sondern symbolisch überhöhte.

Einerseits gestaltete sich die Nation als ein Brüderbund von Männern, andererseits baute sie auf einem komplementären Verhältnis der Geschlechter auf. Die bürgerliche Familie, das Bild der Familie und der familiären Bindungen band das Individuum an die Nation: Dem Mann wurde die liebende Frau zur Seite gestellt. Sie wurde erst durch die Verbindung zu ihrem Ehemann zu einem Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft.

Während sich die Geselligkeit für Männer in Wein und Pfeife ausdrückte, taten das für Frauen Nadel und Faden: Sie strickten Fahnen für Krieger- Turn- und Sängervereine, die sie bei öffentlichen Festen ihren Männern überreichten. Frauen stellten Handarbeiten her und das in geselliger Runde mit anderen Frauen. Der öffentliche Raum, den die Frauen betreten, blieb durch die private Sphäre vermittelt und deutlich anders geprägt als der ihrer Ehemänner, schreibt Tacke.⁵⁹ Männer widmeten sich am Stammtisch der Politik und Ökonomie, Kinderpflege und Wohltätigkeit waren Aufgaben der Frauen. Diese Aktivitäten schienen der weiblichen Natur zu entsprechen.⁶⁰

Im Zuge der Konstituierung eines bürgerlichen Frauenleitbildes wurde den Bereichen häusliche Arbeit, Kinderaufzucht, familiäre Pflege und Erziehung der Arbeitscharakter entweder überhaupt abgesprochen oder sie wurden als „andere“ Qualität, nämlich als „Arbeit aus Liebe“ etikettiert.

⁵⁹ Charlotte Tacke: Denkmal im sozialen Raum. Nationale Symbole in Deutschland und Frankreich im 19. Jahrhundert. Göttingen 1995.

⁶⁰ Elizabeth A. Drummond: „Durch Liebe stark, deutsch bis ins Mark“. Weiblicher Kulturimperialismus und der Deutsche Frauenverein für die Ostmarken. In: Ute Planert (Hg.): Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne. Frankfurt/Main 2000, S. 147-164.

Bis in die Gegenwart hinein finden sich Vorstellungen von naturhaften Gegebenheiten in der Aufgabenteilung zwischen den Geschlechtern.⁶¹ Die katholische Jugend Österreich hat in den Jahren 1964/65 eine Broschüre herausgegeben, in der sie sich mit dem Thema Jugend in der Gemeinde beschäftigte. Ein bekannter Mitarbeiter dieser Beiträge war der Politiker Erhard Busek, der auch für den theoretischen Teil zeichnete. Interessant ist welche Aufgaben die Jugend für die Frau in der Gemeinde sah:

„[...] Das politische Leben ist heute nicht sehr menschlich. Eine Mitarbeit der Frau bietet die Chance, menschlichere Formen in das öffentliche Leben zu bringen. [...] Für frauiche und soziale Belange zu arbeiten, vertieft Mütterlichkeit und den Willen zu helfen. Die Gemeinde ist eine große Familie, in der Mann und Frau ihren Arbeitsbereich finden. Für die Frau ist Gemeindepolitik unmittelbar überschaubar, ihr Interesse kann sich realen Gegebenheiten zuwenden, sie wird als Frau und Mutter von den Aufgaben der Gemeinde unmittelbar angesprochen.“⁶²

Auch die Bereiche, wo Frauen mitwirken können, wurden aufgezählt:

Im Bereich Kind: Kindergarten als Kindergärtnerin, in der Schule als Lehrerin, für die Sicherung der Schulwege, Möglichkeiten für Mittagsmahlzeiten.

Im Bereich Gesundheitsdienst: Als christliche Hebamme, als christlicher Arzt, Hauskrankenpflege, Dorfhelferin, im Altersheim,

Im Bereich wirtschaftliche Fragen: Unterkunft für Fremdarbeiter, Tiefkühlanlagen im Dorf, Wochenmarkt.

Im Bereich Wohnungspolitik: Kinderspielplatz, familiengerechter Wohnraum.

⁶¹ Birgit Bolognese-Leuchtenmüller/Michael Mitterauer: Einleitung. In: dies. (Hg.): Frauenarbeitswelten. Wien 1993, S 9-16.

⁶² Der junge Mensch in der Gemeinde: Arbeitsunterlage zum Jahresthema 1964/65 der Katholischen Jugend Österreichs. „Der junge Mensch in der Gemeinde“. In: Katholische Jugend Österreichs (Hg.). Wien 1965 S. 42 f.

Es wird Papst Pius XII zitiert, der die Frauen auffordert:

„[...] Seid unter dem Banner Christi und unter der Schutzherrschaft Mariens Wiedererneuere des häuslichen Herdes, der Familie und der Gesellschaft, denn die katholische Frau soll die Verantwortung auf allen Gebieten auf sich nehmen.“⁶³

In der Arbeitsunterlage werden Frauen aufgefordert, das Leben in der Gemeinschaft mitzugestalten. Sie sollen Verantwortung auf allen Gebieten übernehmen, wünscht sich der Papst. Die Aufgaben, die ihnen hier zugeteilt werden, entsprechen, wie im nationalen, geschlechtsspezifischen Diskurs, dem Bild der Frau, die sich als Frau und Mutter angesprochen fühlen soll.

⁶³ Ebd. S 43 f.

6 Ausgangspunkt: Historischer Hintergrund – Lage der Orte



Nordöstliches Grenzgebiet von Niederösterreich

6.1 Slowaken in Niederösterreich

SlowakInnen leben seit Jahrhunderten auf dem Gebiet Österreichs, konzentriert vor allem entlang der östlichen Grenze in Niederösterreich. Dennoch blieben sie den meisten ÖsterreicherInnen unbekannt und wanderten fast bis in die jüngste Vergangenheit durch die Geschichte, je nach historischem Kontext und politischer Konstellation, höchstens im Schatten ihrer bekannteren Nachbarn wahrgenommen: Als „Krowoden“ (Kroaten), Tschechen oder sogar als „Tschechoslowaken“. Als eigenständige slowakische Minderheit fehlen sie sowohl im historischen Bewusstsein Österreichs als auch in der Legislative. Erst 1992, vor der Entstehung der unabhängigen Slowakischen Republik, wurden sie von der Republik Österreich als Volksgruppe anerkannt.

Dies gilt auch für die SlowakInnen selbst. Das Fehlen eines eigenen Staates, einer politisch-territorialen Autonomie, die zwar seit 1848 immer wieder angestrebt wurde, deren Verwirklichung jedoch an der Realität des ungarisch-magyarischen Einheitsstaates gescheitert war, kann dafür verantwortlich gemacht werden, dass es den SlowakInnen an einer Richtung weisenden Institution mangelte, welche das eigenständige historische Bewusstsein entscheidend beeinflusst und das nationale Empfinden gestärkt hätte. Das Aufgehen der SlowakInnen im Königreich Ungarn und unter der ungarischen Krone und die geringen Möglichkeiten der Ausgestaltung des nationalen Lebens verhinderten oder verlangsamten dessen frühes Ausreifen. Auch die Absenz jeglicher höherer slowakischer Schulen und die Koppelung des sozialen Aufstiegs an die Aufgabe der nationalen Identität deformierten die soziale Struktur des Slowakentums.

Besonders schwierig gestaltete sich unter diesen Umständen die Bewahrung der nationalen Identität der außerhalb des kompakten Siedlungsgebietes lebenden slowakischen Minderheiten. Ohne Schulen und ohne jegliche institutionelle Unterstützung des Heimatlandes, vielfach mit dessen offen ablehnender Haltung gegenüber der slowakischen Identität konfrontiert, blieben sie auf sich selbst gestellt und nahmen rascher und leichter die Nationalität jener Umgebung an, in der sie lebten.⁶⁴

Niederösterreichische SlowakInnen begannen ihre Sprache zu verleugnen, weil sie fürchteten, dass ihr Gebiet an die CSR angeschlossen werden könnte. Sie wollten der Regierung in Prag keinen Vorwand für territoriale Ansprüche geben. Sie waren eine Minderheit, die keine sein wollte.

Im Falle der SlowakInnen in Niederösterreich handelt es sich um einen einzigartigen Typ von Minorität, die sich im Verlauf ihrer eigenen Geschichte nicht immer zu sich selbst bekennen wollte, wenngleich sie aber mit ihren ethno-signifikanten Elementen, vor allem mit ihrer Sprache, existierte. Im Übrigen war

⁶⁴ Emilia Hrabovec/Walter Reichel (wie Anmerkung 5), S. 7-11.

es zu Zeiten der Herrschaft Hitlers nicht möglich, sich zu einer anderen als der deutschen Nationalität zu bekennen.⁶⁵

„Wer heute den südlichen Teil Mährens und den nördlichen Teil Niederösterreichs (mit Wald- und Weinviertel) bereist, wird durchaus das Gefühl haben, sich in einer Region mit gemeinsamen kulturellen und historischen Wurzeln zu befinden [...] Die Gemeinsamkeiten stechen ins Auge: die Formen der Landschaft, die Flüsse, die Anhöhen, [...] die Anmut von Bauernhäusern und Kellergassen.“⁶⁶

In diesem, als Kulturführer bezeichneten Buch, werben die Herausgeber für Sympathie und Verständnis und versuchen, tief sitzende Vorbehalte und Ängste der Menschen an beiden Seiten der Grenze sichtbar zu machen. Das Buch ist ein tschechisch-österreichisches Gemeinschaftswerk, entstanden durch die Zusammenarbeit der AutorInnen. Es soll dazu einladen, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede einer grenzüberschreitenden Region wahrzunehmen und zu verstehen.

6.2 Besiedelung des Weinviertels

Österreich bedeutete „östlich gelegener Herrschaftsbereich“, auch Ostreich. Im Volksmund hat man diesen Bereich auch „das Ostarrichi“ (der Baiern) genannt. Ein direkter Beleg für den althochdeutschen Begriff fehlt bis 996. Seither haftet der Name an der zunächst kleinen babenbergischen Mark an der Donau, aus der das Land Österreich des 12. und 13. Jahrhunderts werden sollte.⁶⁷

Etwa 530 n. Chr. drangen slawische Sippen aus dem Land nördlich der Karpaten im Weinviertel ein. Karl d. Gr. besiegte 791 – 796 die Awaren und dehnte das

⁶⁵ Slavo Ondrejovic: Ethnosprachliche Bemerkungen über die Slowaken in Niederösterreich. In: Emilia Hrabovec/Walter Reichel (Hg.): Die unbekannt Minderheit. Slowaken in Wien und Niederösterreich im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/Main 2005, S. 100f.

⁶⁶ Wolfgang Müller-Funk: Vorwort. In: Antonin Bartonek u.a (Hg.): Kulturführer Waldviertel Weinviertel Südmähren. Wien 1993, S. 8.

⁶⁷ Ernst Bruckmüller (wie Anmerkung 45), S. 89.

bairische Territorium weiter aus. Er errichtete zur Sicherung der Grenzen nach Osten und zur Festigung der fränkischen Herrschaft die Awarische Mark, beziehungsweise Pannonische Mark. Sie umfasste ungefähr das heutige Niederösterreich. Hand in Hand mit der Vernichtung der Awarenherrschaft und die Einbeziehung der eroberten Gebiete in die staatliche Organisation des Frankenreiches ging auch deren wirtschaftliche und kulturelle Erschließung und Besiedelung durch bairische und fränkische Bauern.⁶⁸

Die Ostgrenze war durch Ungarn, Polen und Mährer ständig bedroht. Im Jahr 1048 schenkte König Heinrich III. Adalbert, der ihn im Kampf gegen Ungarn und Böhmen unterstützt hatte, 30 Königshufen an der Zaya.⁶⁹ Im Laufe des 11. Jahrhunderts füllte sich das besitzmäßig auf eine ganze Reihe geistlicher und weltlicher Grundherrschaften verteilte nordöstliche Viertel von Niederösterreich mit deutschen Siedlern bairischer Herkunft. Die Eindeutschung der slawischen Bevölkerungselemente war spätestens zu Ende des 13. Jahrhunderts abgeschlossen.

Dass das Weinviertel vor seiner Eindeutschung von Slawen nur dünn besiedelt war, beweist die im Verhältnis zu den übrigen Teilen des Landes recht geringe Zahl heutiger oder urkundlich nachweisbarer Ortsnamen slawischer Herkunft in diesem Gebiet.⁷⁰ Über die Ortsnamen gelangt man zu schlüssigen siedlungsgeschichtlichen Aussagen. Sie zählen zum ältesten Sprachgut und sind durch ihre Bindung an bestimmte Örtlichkeiten, Landschaften, Berge, Flüsse oder Siedlungen erhalten geblieben. Als Namenstypen für die mittelhochdeutsche Zeit sind jene auf -dorf, -berg, -thal, -brunn oder -bach zu nennen. In dieser Region endet ein Drittel der Ortsnamen auf -dorf. Das Bestimmungswort der -dorf Namen ist mit überlegener Mehrheit ein Personennamen. Über die Zugehörigkeit

⁶⁸ Anja Beiwitz: Die Hof- und Ortsnamen im politischen Bezirk Mistelbach in Niederösterreich. Diplomarbeit. Wien 2005, S. 5.

⁶⁹ Ebd. S. 7.

⁷⁰ Franz J. Beranek: Slawische Ortsbenennungen im niederösterreichischen Weinviertel. Beiträge zur Namensforschung. Jahrgang 1951/52.

des Namensträgers ist bereits viel gerätselt worden. In den meisten Fällen ist der Namensgeber wohl der Grundherr.⁷¹

Im Verlauf des ersten Türkenkriegs 1529 kam es zu einer weitgehenden Entvölkerung. Katholische Kroaten flüchteten aus den von den Türken besetzten Gebieten und wurden hier von den Grundherren gerne in den leeren Orten angesiedelt. Die Tatareneinfälle von 1604, der Dreißigjährige Krieg und die Kuruzzeneinfälle brachten weitere Rückgänge des Bevölkerungsstandes. All diese Kroaten gingen durch die Vermischung und Anpassung in der deutschen Bevölkerung auf. Es gibt in diesem Gebiete keine kroatisch Sprechende mehr.

Anders bei den slowakischen Zuwanderern. Diese kamen ursprünglich in erster Linie aus Mähren, von wo sie seit den Hussitenkriegen immer mehr nach Süden drängten. Sie siedelten in Rabensburg, Hohenau, Ringelsdorf und Waltersdorf. Nach der Mitte des 19. Jahrhunderts gab es in diesen Orten slowakische Mehrheiten, die bereits vor 1900 zu Minderheiten herabsanken. So entstand an einigen Stellen in dem einst rein deutsch besiedelten Gebiet ein Mischgebiet, welches im Laufe der Zeit links der March entdeutscht und rechts der March wieder eingedeutscht wurde.⁷²

Seit etwa 1650 bildet die March, die bis dahin nur Landesgrenze zwischen Österreich und Ungarn gewesen war, auch die Sprach- und Kulturgrenze zwischen Deutschen und Slowaken. Beranek formulierte: „Im Norden Niederösterreichs griff das Slowakentum in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch auf das rechte Marchufer über und eroberte die Orte Rabensburg, Hohenau, [...] und Ringelsdorf.“⁷³

Landesgrenzen spielten bei der Verwaltung der Güter und Herrschaften im 17. und 18. Jahrhundert kaum eine Rolle. Es gehörte zu den Grundsätzen der fürstlichen Güterverwaltung, den Beamtennachwuchs nach Möglichkeit aus dem

⁷¹ Anja Beiwitz (wie Anmerkung 68), S. 12.

⁷² Heinz Wamser/ Hans Heinz Dum: Grenzlandnot in Niederösterreich. Mensch und Wirtschaft in den niederösterreichischen Grenzgebieten. Eckart-Schriften. Heft 43. Wien 1972.

⁷³ Franz J. Beranek (wie Anmerkung 70), S. 74.

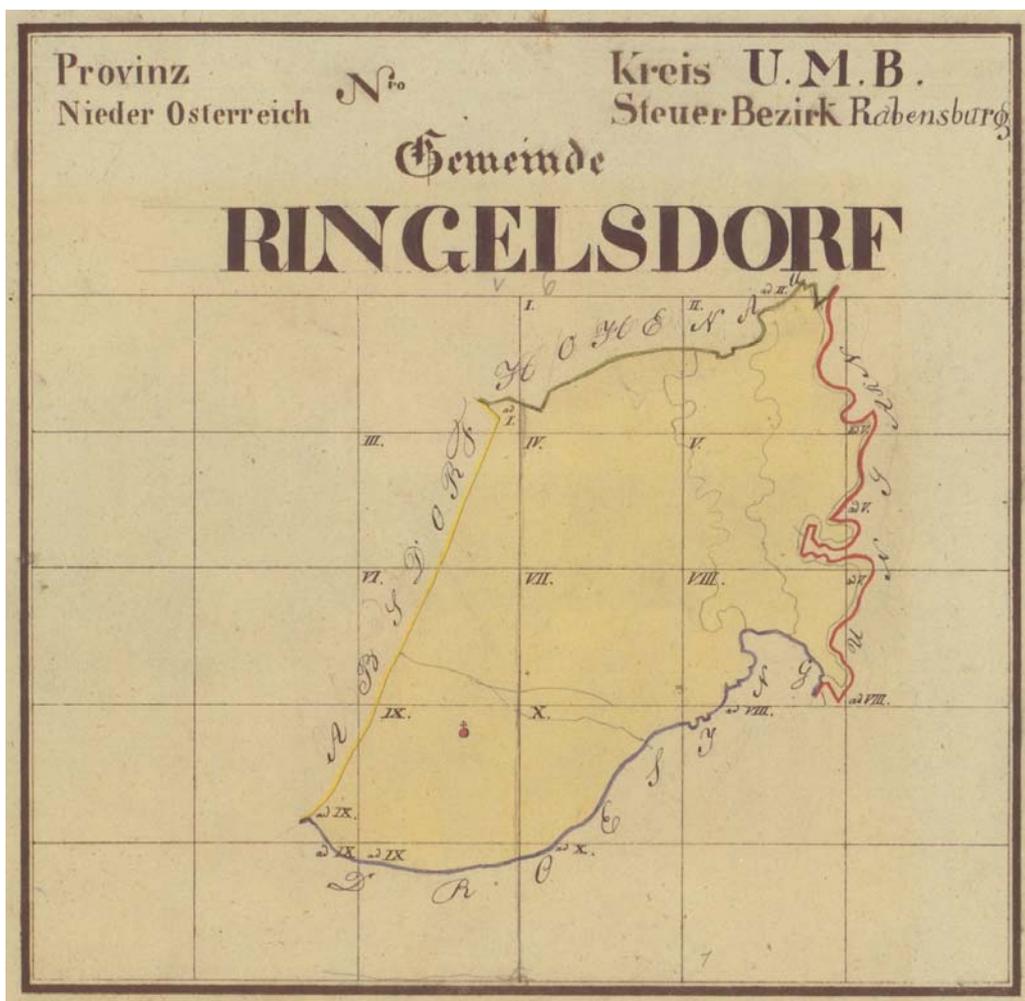
Kreis der eigenen Untertanen und auf den eigenen Herrschaften in Böhmen, Mähren und Niederösterreich heranzubilden. Auf den Herrschaften im nordöstlichen Niederösterreich besaßen die Brüder Liechtenstein im Jahr 1637 zusammen 1.857 Untertanen, bis 1667 stieg der Untertanenbesitz des Hauses Liechtenstein auf 1.871, bis 1701 auf 2.055.⁷⁴

Deutsche und slawische Besiedelungen überschritten und durchdrangen sich auf beiden Seiten. Deutscher und slawischer Herrschafts- und Siedlungsraum war nicht streng geteilt. Sichtbarer Ausdruck grenzübergreifender Beziehungen waren frühe Handelsstraßen und Brücken über die March.

Wenn bis zum 16. Jahrhundert keine geschlossene Grenze des Königreichs Ungarn gezogen wurde, so stand dahinter ein großräumigeres Denken und ein anderes Verständnis territorialer Herrschaft, als es die spätere Bindung des Nationalstaates an sein Staatsgebiet prägte. Hier ging es nun darum, den räumlichen Verlauf der Grenzlinie und die Aufteilung von Staats- und Herrschaftsgebiet zu definieren und eine Basis für die Ausgleichsverhandlungen zwischen Österreich – Ungarn zu schaffen. Erst der Friede von St. Germain 1918 definierte eine neue Grenze.

⁷⁴ Thomas Winkelbauer: Die Liechtenstein als „grenzüberschreitendes Adelsgeschlecht“. Eine Skizze der Entwicklung des Besitzes der Herren und Fürsten von Liechtenstein in Niederösterreich und Mähren im Rahmen der politischen Geschichte. In: Andrea Komlosy u.a. (Hg.): Kulturen an der Grenze. Wien 1995, S. 224.

6.3 Die Gemeinde Ringelsdorf



Franzsiszeischer Kataster: Grenzen von Ringelsdorf 1827

„1200 Ringlinsdorf, 1308 Ringleinsdorf, 1423 Ringelstorf. Zu einem ahd. Personennamen Ringili, der als Familienname Ringl noch heute lebt.“⁷⁵

⁷⁵ Heinrich Weigl: Die Ortsnamen. In: Der politische Bezirk Gänserndorf in Wort und Bild. Ein Heimatbuch für Schule und Haus. Gänserndorf 1970, S. 492.

Dem Namen nach dürfte Ringelsdorf von einem Ritter Ringlein im Zuge der bairischen Besiedelungswelle gegründet worden sein. Gründungsurkunden sind keine vorhanden. Möglicherweise sind sie im Dreißigjährigen Krieg, durch einen Brand der Pfarrkirche, vernichtet worden.

Im Jahre 1310 kaufte Heinrich von Liechtenstein „das Dorf Ringleinsdorf“. Im Jahr 1374 erweiterte Johann von Liechtenstein seine Besitzungen in Ringelsdorf durch Ankäufe. Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts war Ringelsdorf Teil der Liechtensteinschen Besitzungen. Zwischen 1850 – 1854 wurde es als freie Ortsgemeinde konstituiert.

In der Festschrift, herausgegeben anlässlich „350 Jahre Pfarre Ringelsdorf“ wird erwähnt, dass es von „Bedeutung ist, dass im 15. Jahrhundert Ringelsdorf nur von bayrischen Siedlern bewohnt war, durch die kriegerischen Ereignisse dieser Zeit entvölkert und nachher von Kroaten besiedelt wurde.“

Auch Schultes stellt fest, dass die ersten Familiennamen in dieser Gegend, die im Liechtensteinschen Urbar 1414 festgehalten sind, noch durchwegs deutsch sind. Er weist auf einen starken kroatischen Einfluss zu Beginn des 17. Jahrhunderts hin, doch sind die Kroaten, die den 30-jährigen Krieg überlebten, im „Deutschtum und Slowakentum“ gänzlich aufgegangen. Einen Grund für die rasche Assimilation sieht er im Wegheiraten in deutsche Dörfer, den Hauptgrund aber in der Vermehrung der deutschen Dorfschulen seit der Josephinischen Zeit, die die Eindeutschung beschleunigten.⁷⁶

Es könnte aber auch in der Familien- und Betriebsstruktur der Kroaten gelegen haben, da stets der Familienälteste einem Hof vorstand, der alle Familienmitglieder zu ernähren hatte. Kam es dadurch zu einer ökonomischen Überforderung, welche in Verschuldung und Abhängigkeit mündete, würde dies ein Aufgehen der Kroaten im Slowakentum erklären.⁷⁷ Heute weisen kroatische

⁷⁶ Anton Schultes (wie Anmerkung 27), S. 9.

⁷⁷ Walter Reichel: Das Phänomen Grenze am Beispiel der March. In : Emilia Hrabovec/Walter Reichel (Hg.): Die unbekannte Minderheit. Slowaken in Wien und Niederösterreich im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/Main 2005, S. 88.

Namen noch auf ihre Herkunft hin: Duchkowitsch, Peiritsch, Minkowitsch heißen noch immer Familien in Ringelsdorf, die Schreibweise der Namen ist jedoch bereits „eingedeutscht“.

Für Schultes beginnt nach dem Dreißigjährigen Krieg die Slowakisierung von Ringelsdorf. Ab 1650 tauchen Namen wie „Schlobokh“ (Slowak), „Morawek“ (Mährer) auf. Bis 1700 erscheinen: Schmida (slowakisierten Schmied), Buchta, Schira. Es sind dies die ersten slowakischen Namen, die sich durch ständigen Zuzug vermehren und die es bis heute in Ringelsdorf noch gibt.⁷⁸

In einer weiteren Besiedelungswelle, nach großen Bevölkerungsverlusten vor allem durch Kriegseinwirkung, erweiterten die Slowaken ihr Siedlungsgebiet bis etwa zur Mitte des 17. Jahrhunderts nach Westen und siedelten am rechten Ufer der March. Rabensburg, Hohenau, Ringelsdorf und einige andere Orte wurden slowakisiert. Im Zeitraum von 1683-1693 heirateten in Hohenau und Ringelsdorf ausschließlich Witwen, deren Männer aus der Slowakei oder aus Mähren stammten, berichtet Schultes.⁷⁹

Eine letzte Welle der Besiedelung setzte ab dem 18. Jahrhundert ein. Liechtensteinische Güter, neue Industriebetriebe, der Bau der Nordbahn und die Entdeckung von Erdöl zogen viele Slowaken an, welche hier höheren Verdienst fanden als in ihrer Heimat. Gelangten die Slowaken anfangs nur als Saisonarbeiter über die March, so erfolgte ab der Mitte des 19. Jahrhunderts ihre verstärkte Ansiedelung, nicht zuletzt durch Einheiratung. Die Zuckerfabrik in Hohenau, 1869 gegründet, bewirkte gleichfalls eine verstärkte Zuwanderung. Mitte des 19. Jahrhunderts lebten 729 Slowaken, zwei Drittel der Bevölkerung, in Ringelsdorf.⁸⁰

⁷⁸ Anton Schultes (wie Anmerkung 17), S. 20 f.

⁷⁹ Ebd. S. 9

⁸⁰ Martina Schneider (wie Anmerkung 15), S. 8 f.

6.4 Die Gemeinde Niederabsdorf



Franziszeischer Kataster: Grenzen von Niederabsdorf 1832

„1045 circa fluvium Zaiaha (an der Zaya), 1148 ecclesia in Zaia (Kirche in Zaia), 1232 villa Absdorf (villa = Dorf), 1243 Absdorf inferior (Niederabsdorf im

Gegensatz zu Ober- Absdorf bei Tulln). Ursprünglich nach dem Fluß Zaya benannt, später ‚Dorf des Abtes‘(von Nieder-Altaich in Bayern).“⁸¹

Über Niederabsdorf gibt es fast keine Primärquellen. Nach verschiedenen Aussagen sind diese bei Bränden vernichtet worden. Die Gründungsurkunde des Ortes liegt im Kloster Niederaltaich in Bayern, Urkunden über die Liechtensteinsche Grundherrschaft nach Auskünften von Gewährspersonen in Vaduz. Der Ringelsdorfer Heimatforscher Doschek stellte fest, dass die Besitzgeschichte sehr schwer zu bestimmen sei, da die Zehentleistungen von allen Abtsdorf, so auch von Niederabsdorf, an den Hof des Abtes von Niederaltaich abgeliefert werden mussten. Im Historischen Ortsnamenbuch von Niederösterreich werden vier Orte angeführt, die als Absdorf benannt werden und Bezug zum Kloster Niederaltaich haben.⁸²

Kaiser Heinrich III. übereignete 1045 dem Kloster Niederaltaich zehn Königshufen an der Zaya, die den Grundstein für das spätere Niederabsdorf bildeten. Niederaltaich war zu dieser Zeit ein intensiv in den böhmisch-slawischen, sowie ungarischen Raum ausgerichtetes Kloster. Zur Stabilisierung und Sicherung des mährisch-slawischen geprägten Raums zog Heinrich III. die Mönche von Niederaltaich heran. 1048 schenkte ihnen der Kaiser erneut drei Königshufen in der Gegend von Niederabsdorf.

Bedingt durch die Einfälle der Türken, deren Streifscharen Dörfer in Schue und Asche legten, wurden Siedlungen so angelegt, dass man sich verteidigen konnte. So entstand neben der March eine Verteidigungslinie, meist auf so genannten Hausbergen mit Wehrkirchen, wie sie auch in Niederabsdorf geschaffen wurde.⁸³

Beinahe 300 Jahre ist das Kloster Besitzer des Ortes, 1575 verkauft der Abt das Gut Niederabsdorf an Wolfgang Fazi. Erst 1691 kauft Hartmann von

⁸¹ Heinrich Weigl (wie Anmerkung 75), S. 490.

⁸² Franz Doschek: aus der Privatsammlung Hermann Römer, Niederabsdorf.

⁸³ Otto Schilder: Allgemeine Charakterisierung des Grenzbezirkes Gänserndorf. In: Der politische Bezirk Gänserndorf in Wort und Bild. Ein Heimatbuch für Schule und Haus. Gänserndorf 1970, S. 35.

Liechtenstein den Ort. Die Liechtensteiner waren vor dem Kauf ab 1406 bereits Vögte von Niederabsdorf. Im Urbar von 1414 sind bereits die Abgaben für ihre Tätigkeit und ihre Rechte vermerkt ⁸⁴

Zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurde das Schloss gebaut, eine Verbindung von Wehrbau, Herrensitz und Wirtschaftshof, als vierflügeliger Bau mit Eck- und Tortürmen, die einen Hof umschließen. Das Schloss wurde 1663 als Fluchtort bestimmt.⁸⁵ Ein besonderer Schutz waren die vorhandenen Erdställe, unterirdische Anlagen unter den Bauernhöfen, in die die Leute flüchten und ihr Hab und Gut bergen konnten. Heute sind die meisten Erdställe eingefallen oder verbaut und vor allem noch bei Umbauten in alten Bauernhöfen zu sehen.

1844 wurde, als zweite Rübenzuckerfabrik des Bezirks Gänserndorf – die erste war in Dürnkrut - die „Landesbefugte Rübenzuckerfabrik“ des Fürsten Salm gegründet. Sie wurde jedoch 1868 bereits wieder stillgelegt.

⁸⁴ Robert Franz Zelesnik: Aus dem Rechtsleben vergangener Jahrhunderte. In: Der politische Bezirk Gänserndorf in Wort und Bild. Ein Heimatbuch für Schule und Haus. Gänserndorf 1970, S. 596 und 604.

⁸⁵ Hans P. Schad'n: Wehrbauten, Erdställe und andere Schutzvorrichtungen. In: Der politische Bezirk Gänserndorf in Wort und Bild. Ein Heimatbuch für Schule und Haus. Gänserndorf 1970, S. 446.

7 Der Alltag in den Dörfern

Alltag und Alltagskultur sind in der Volkskunde selbstverständlich gebrauchte Vokabeln. Die Volkskunde versteht sich als Wissenschaft vom Alltag, als eine Wissenschaft, die die Kultur alltäglicher Lebenswelten zu analysieren sucht. Sie fragt nach der Geschichte unserer Alltage und denkt deutend deren Geschichte mit. „Historisiertes alltägliches Sosein als gesellschaftlicher Vergleich: so könnte die Formel lauten“, schreibt Köstlin.⁸⁶

Man kann die Volkskunde als Wissenschaft von Selbstverständlichkeiten bezeichnen. Der Alltag, der als verlässliche Routine beschrieben worden war, wird in der Moderne immer weniger selbstverständlich. Er will beredet sein, wird zur „Alltagskultur“, zur Besonderheit.⁸⁷ Der Alltag lebt allerdings nicht vom Gegensatz zum Feiertag, er meint auch nicht bloß den Werktag, er meint den ethnographischen Blick auf das Selbstverständliche, so Köstlin.⁸⁸ Für ihn wird Alltagsgeschichte an das Lokale gebunden, wird ethnisch argumentiert. Identität und Individualität scheinen vor allem durch Abgrenzung verwirklicht. Regionalkultur, Wurzelmetaphorik gewinnen unter dem Vereinheitlichungsdruck der modernen Staaten ihre Bedeutung. Regionalkultur verspricht Einzigartigkeit, Besonderheit, Unverwechselbarkeit, Individualität als Unterscheidbarkeit gehört zu ihrem Programm.⁸⁹

Nichts zu erzählen haben wurde als Eingangsstatement vieler Interviews und Gespräche zum paradoxen Leitmotiv, vor allem in Ringelsdorf. Wo aber erzählt wird, öffnen sich Grenzen. Zu Interviewterminen wurden manchmal Fotografien bereitgelegt. Viele Begegnungen endeten mit der Einladung den Hof, den Garten zu besichtigen. So wurde der Forschungsraum sichtbarer, greifbarer und

⁸⁶ Konrad Köstlin: Die neuen Alltage und die Volkskunde als Kulturwissenschaft. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Band 128. Wien 1998, S. 158.

⁸⁷ Ebd. S. 161.

⁸⁸ Ebd. S. 163.

⁸⁹ Ebd. S. 166.

beschreibbar als „Symbolkontext von Alltag und Lebenslauf, Kultur- und Zeitgeschichte“. ⁹⁰

7.1 Soziale Strukturen

Beide Orte sind als Straßendorf angelegt, eine reguläre Dorfform der Kolonisationsperiode aus der Babenbergerzeit. Die Straßenführung verläuft geradlinig durch die Siedlung. Alle Hausparzellen sind in einer Rechteckform angelegt. Der Gutshof hat eine zentrale Lage innerhalb der Siedlung. Man kann diese Siedlung auch als ein Straßendorf grundherrlicher Prägung bezeichnen. ⁹¹

Noch zu Beginn des 20. Jahrhunderts war der überwiegende Teil der Bevölkerung agrarisch tätig. Die Fürsten Liechtenstein dominierten die Orte vor allem durch ihre landwirtschaftlichen Eigenflächen. Der feudalen Agrarstruktur mit Gutswirtschaft standen überwiegend kleine und kleinste, allenfalls mittlere bäuerliche Besitzungen gegenüber.

Der Landwirt R1:

Ein Drittel unseres Burgfriedens, wenn nicht mehr, das ist das bewirtschaftete Gebiet, was der Gemeinde angerechnet wird, hat der Liechtenstein abgebunden. Wenn der Liechtenstein das abbundet, flächenmäßig, dann ist eben für die übrige Landwirtschaft kein Platz. Die keine Herrschaft gehabt haben, dort gibt es in der Landwirtschaft von mir aus fünf mal so viele Leute, die hauptberuflich in der Landwirtschaft sind wie in Ringelsdorf, Niederabsdorf. In Niederabsdorf gibt es ein bissl mehr. Weil in Absdorf der Feldanteil des Liechtenstein nicht so viele Prozente ausgemacht hat wie in Ringelsdorf. Der Unterschied war, dass in Absdorf der Liechtenstein vielleicht 100 und in Ringelsdorf 500 Hektar gehabt

⁹⁰ Katharina Eisch: Archäologie eines Niemandlands: Deutsch-böhmische Identität und die Gedächtnisnstopographie des böhmischen Grenzraums. In: Klaus Roth (Hg.): Nachbarschaft. Interkulturelle Beziehungen zwischen Deutschen, Polen und Tschechen. Münster u.a. 2001, S. 311.

⁹¹ Ernst Plessl: Historische Siedlungs- und Flurformen von Niederösterreich. St.Pölten/Wien 1978, S. 11f.

*hat. Und wenn ich das jetzt auf die Kleinwirtschaft aufteile, dann sind das in Absdorf zehn oder fünfzehn hauptberufliche Landwirte, in Ringelsdorf weniger. Die Gutswirtschaften haben die landwirtschaftliche Struktur geprägt.*⁹²

Herr N1, pensionierter Landwirt meint dazu:

*Man muss das so sehen: Ringelsdorf hat einen Burgfried von 1300 Hektar und wir haben einen Burgfried von 900 Hektar. Nach dem Krieg, wie wir zur Landwirtschaft gekommen sind, haben wir gesagt: Wo können wir uns ausweiten? In Drösing können wir uns ausweiten. In den Drösiinger Burgfried und nach Hohenau sind wir gegangen. Der Liechtenstein hat uns in Absdorf und Ringelsdorf 300 Hektar weggenommen, was er allein bewirtschaftet hat. Und außerdem hat er die schönsten Felder gehabt.*⁹³

In beiden Gesprächen wird die gutsherrliche Prägung der beiden Orte bestätigt. Zu den Aussagen von Herrn R1, was die ursprüngliche Größe der Landwirtschaften betrifft, gibt es Unterschiede zur Statistik aus dem Jahr 1827.⁹⁴

⁹² Interview am 1. Mai 2007

⁹³ Interview am 11. Mai 2007

⁹⁴ Niederösterreichisches Landesarchiv: Operate zum Franziszeischen Kataster. Karton 3 Gemeinde Absdorf. Herrschaft Rabensburg. Karton 566 Gemeinde Ringelsdorf. Herrschaft Rabensburg.

| Niederabsdorf | .Ringelsdorf |
|---------------------------------------|--|
| 968 Hektar Gesamtfläche..... | 2300 Hektar Gesamtfläche ⁹⁵ |
| 1670 Joch 424,5 Hektar ohne Gutshof | 4018 Joch.....1257 Hektar |
| 26 Halblehner (25 bis 27 Joch)..... | 40 Halblehner (32 bis 38 Joch) |
| 23 Viertellehner(11 bis 12 Joch)..... | 2Viertellehner (8-bis 16 Joch) |
| 51 Kleinhäusler (o.A.)..... | 18 Häusler (4 bis 7 Joch) |

Die übrigen Bewohner werden als „ Dienst- oder sonstige Landarbeiter“ bezeichnet. Niederabsdorf hatte zu dieser Zeit 677 Einwohner, Ringelsdorf 989. Laut dieser Statistik steht eindeutig fest, dass es in Ringelsdorf mehr größere Bauern, insgesamt aber weniger Landwirtschaften gab. Die Struktur dürfte, gemessen an der Gesamtbevölkerung, in dieser Zeit deutlicher von Knechten, Mägden und Meierhofarbeitern geprägt sein. Auch die vielen kleinen Häuser rund um den Meierhof weisen darauf hin.

Höfe besaßen in der Regel die „ganzen“ oder „halben“ Bauern mit mehr als fünf Hektar Acker und Wiesenflächen, Kleinhäuser noch die „Viertelbauern“. Diese kleinen Haus- und Hofstellen lagen in auffallender Nähe zum Meierhof, lassen somit auch an eine wirtschaftliche Nahebeziehung denken. Die Grundherrschaft erlaubte den ärmeren Bevölkerungsschichten schon ab dem 17. Jahrhundert die Errichtung von kleinen Wohn- und Wirtschaftsgebäuden, um sie an den Gutsherrn zu binden. Die Hof- und Besitzgrößen waren so gering, dass weder Tierhaltung, noch Ackerbau in ausreichendem Masse betrieben werden konnte. Für diese Kleinhäusler war es unbedingt notwendig, bei größeren Bauern, im Gutshof oder in der entstehenden Industrie zu arbeiten.

⁹⁵ Niederösterreichische Landesbibliothek: Gemeindelexikon der im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder. Bearbeitet auf Grund der Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1900. Wien 1905, S. 154-157.

Die Niederabsdorfer Bauern, bedingt durch ihre vergleichsweise kleinen Wirtschaften, waren immer bestrebt, ihren Besitz zu vergrößern.

FraunN2:

Mein Vater hat schon in Hohenau Äcker gekauft. Wir haben dann dazugekauft. Wir haben sogar eine Wiese drüben⁹⁶ gehabt. Der Vater und der Onkel sind immer gefahren und haben mit der Sense die Wiese gemäht. Die haben einen Ausweis gehabt, damit sie hinüber dürfen. Nur haben wir die dann verloren nach dem Krieg. Früher war auch noch, dass viele, die wirklich ein bissl eine größere Wirtschaft gehabt haben, Herrenbauern waren. Die haben nichts gearbeitet, die haben Dienstboten gehabt. Und so war das auch mit dem Haus, das mein Vater in Dobermannsdorf gekauft hat. Das war eine größere Wirtschaft. Da haben`s immer gesagt, die sind nur mit dem Steirerwagerl nachschauen gefahren. Das haben`s bei den Drösingern auch gesagt. Dafür ist ein großer Teil des Drösinger Burgfrieds in Absdorfer Besitz. Die haben abgewirtschaftet.⁹⁷

Seit den 1870er Jahren war es zu einer Agrarkrise gekommen, der der Großgrundbesitz durch eine rationellere Wirtschaftsführung zu begegnen suchte, während den Bauern dazu meist das Kapital fehlte. Was folgte, waren vermehrt Zwangsversteigerungen. Dies war wahrscheinlich auch der Grund, der Herrn N1 und seinem Vater die Möglichkeit gab, ihren Besitz zu vergrößern.

Zur Notlage der Bauern trug auch noch die wieder verstärkt einsetzende Erbform der Realteilung bei, die zu weiterer Besitzersplitterung und letztlich zur Zunahme der Zahl der Tagelöhnern, Inwohnern und Kleinhäuslern mit wenigen und kleinen landwirtschaftlichen Gründen führte. Zerstückelter Kleinbesitz und Verschuldungen waren die Folge, ebenso wie das Anwachsen von Wanderarbeit und eine starke Auswandererbewegung nach Amerika.⁹⁸ In Niederabsdorf

⁹⁶ In der Tschechoslowakei.

⁹⁷ Interview am 11. Mai 2007.

⁹⁸ Olaf Bockhorn: Zwischen Landwirtschaft und Fabrik: Siegendorf und seine Zuckerfabrik – Eine Fallstudie. In: ders. u.a. (Hg.): Wie aus Bauern Arbeiter wurden. Frankfurt/Main/Wien 1998, S. 28-46.

wusste man wenig von Auswanderungen, in Ringelsdorf konnten einige GesprächspartnerInnen davon berichten:

Frau R3:

In Ringelsdorf sind mehrere nach Amerika ausgewandert. Da war ein großer Bauer, der X. Die Frau war älter und er hat als Knecht auf die Wirtschaft geheiratet. Der ist mit einer Fuhre Frucht nach Temenau gefahren und hat die Frucht samt die Pferd verkauft und hat sich zusammengepackt und ist nach Amerika.⁹⁹

Herr R2 erzählt:

Meine Mutter ist 1914 nach Amerika gefahren, kurz vor dem Ausbruch des Krieges. Sie ist in den Dienst gefahren. Die hat ein lediges Kind gehabt, dann ist sie in Amerika im Dienst gewesen.

Seine Frau R3:

Sie ist bis 1920 dort gewesen. Der Schwiegervater hat ihr geschrieben, wenn sie nicht heimkommt, heiratet er eine andere. Dann ist sie 1920 heimgekommen. Sie hat erzählt, dass sie das Geld, das sie bekommen hat, alles hat sparen können. Wie sie gekommen ist, sind sie noch im Zins gewesen. Die Großmutter hat für sie schon einen anderen Mann gehabt. Aber sie hat den Vater des Kindes, das Mädchen war ja schon 12 Jahre alt, geheiratet. Mit dem Geld, das sie in Amerika gespart hat, sie hat es in einer Tasche mitgebracht, hat sie das Material für das ganze Haus gekauft.¹⁰⁰

Ein Verwandter von Frau R4 ist nach Kanada ausgewandert. Er hat die kleine Landwirtschaft in Ringelsdorf verkauft und eine Farm in Kanada gekauft. Der Grund dürfte in einer Erbschaftssache gelegen sein.¹⁰¹

⁹⁹ Interview am 1. Juni 2007.

¹⁰⁰ Interview am 1. Juni 2007.

¹⁰¹ Interview am 2. Juni 2007.

Das dörfliche Alltagsleben spielte sich weitgehend rund um Haus und Hof, Dorf und Flur ab. Jeder hatte seinen Platz, sowohl im Gesellschafts- als auch im Arbeitsbereich.

„Das alte Landleben war ein Leben in normierten und meist ökonomisch bestimmten Beziehungen, [...] aus dem auszurechnen für den einzelnen Dorfbewohner fast unmöglich war.“¹⁰²

Bei den Interviews lautete einer der Standardsätze: *Das war halt früher so. Da konnte man nichts tun.* Für die männlichen und weiblichen Bewohner und ihre Kinder, die gezwungen waren Lohnarbeit in der Landwirtschaft zu verrichten, gab es mehrere Möglichkeiten: bei Bauern „in Dienst zu gehen“, sich im Taglohn in bäuerlichen Betrieben zu verdingen und die saisonal anfallenden Arbeiten auf Äckern und in den Stallungen zu verrichten oder für den Gutshof zu arbeiten. Die Hauptarbeit leisteten dort die so genannten „Deputatisten“, die gegen eine bescheidene Wohnung im Meierhof die täglich anfallenden landwirtschaftlichen Tätigkeiten erledigten. Als „Deputatisten“ waren sowohl die OrtsbewohnerInnen als auch aus der Habsburg-Monarchie zugewanderte Familien beschäftigt.

Frau N5, die aus Rumänien vertrieben wurde und 1944 als Achtjährige mit ihrer Mutter und der jüngeren Schwester auf den Gutshof nach Niederabsdorf kam, berichtet von ihrer Arbeit:

Wir haben von sieben bis zwölf Uhr und von dreizehn bis neunzehn Uhr gearbeitet. Und im Winter da haben wir Säcke geflickt, die Schrottsäcke. Oder wenn nicht so ein strenger Winter war, haben wir Mist ausgeführt. Und dann mussten wir Saatgut putzen. Wir hatten viel schwere Arbeit. Mit Säcken zu 50 Kilo, die gestapelt wurden. Leicht war das nicht. Auch für unsere Mutter nicht, sie war ja Witwe. Der Vater ist in Rumänien gestorben. Deshalb mussten wir Kinder arbeiten und ihr helfen. Wenn ein Mann da war, war es schon leichter. Wie ich dann geheiratet habe, habe ich den Verwalter gefragt, ob ich da wohnen bleiben darf. Er hat es erlaubt, aber wir mussten Zins zahlen, vorher haben wir die

¹⁰² Ingeborg Weber-Kellermann : Landleben im 19. Jahrhundert. München 1987, S. 11.

*Wohnung gratis gehabt. Den Zins hab ich müssen abarbeiten. Das waren 270 Stunden im Jahr. Darum hab ich weiter gearbeitet am Gutshof.*¹⁰³

Frau Susanna Göttfert, sie bezeichnet sich als Deutsch-Sachsin, wurde ebenfalls 1944 aus Rumänien vertrieben und fand auch mit ihrer Familie und ihren Schwiegereltern am Gutshof Arbeit. In Rumänien hatten sie eine Landwirtschaft mit 27 Joch, Vieh und Pferde. Zwei Pferde und zwei Kühe konnte sie auf der Flucht mitnehmen. Sie erinnert sich:

„Die Gutshöfe waren froh, dass wir kamen, weil wir Pferde hatten, um die Ernte einzubringen und wir waren froh, dass wir arbeiten durften – ein Pferd um drei Schilling und ein Mann bekam ebenfalls drei Schilling.[...] Am Gutshof blieben wir neun Jahre. Ich fütterte Schweine und verkaufte sie gut. In dieser Zeit haben wir uns wieder etwas geschaffen und gemeinsam mit meinen Schwiegereltern etwas Geld zur Seite gelegt und gespart.[...] Ich verdiente extra Geld mit Zusammenräumen, damit die Kinder etwas lernen können. In Niederabsdorf ging ich zu einem Bäcker bügeln und waschen.[...] Wir wollten von Österreich nicht mehr weg. Hier fühlten wir uns gleich irgendwie heimisch, denn die Bauernwirtschaft war uns bekannt und wir blieben gerne hier.“¹⁰⁴

Die Familie Göttfert war deutschsprachig, hatte deshalb auch keine Verständigungsprobleme mit der ansässigen Bevölkerung. Frau N5 sprach, wie ihre Mutter und ihre Schwester, nur rumänisch und ungarisch. Außerdem war sie vollkommen besitzlos nach Niederabsdorf gekommen. Sie erzählt:

Nach der Schule, um eins, haben sie schon auf uns gewartet. Da haben wir Erbsen gebrockt, für das Kilo haben wir fünf Groschen gekriegt. Wenn wir fleißig waren, haben wir mehr zusammengebracht. Wir mussten ja der Mutter helfen, sonst hätte sie uns ja nicht durchgebracht. Wenn ein Mann da war, hat halt doch der Mann gearbeitet und gesorgt für die Familie. Meine Schwester ist dann nach

¹⁰³ Interview am 12. Mai 2007.

¹⁰⁴ Susanna Göttfert: Neubeginn in Österreich: In: NÖ Familienalbum. Weinviertel. Die Erinnerungen von 1945-1955. St. Pölten 2005, S. 17f.

*Wien in den Dienst gegangen. Die hat dann einen Angestellten vom Gut geheiratet, er war Traktorführer, und dann haben die die Wohnung gratis gehabt.*¹⁰⁵

Der Schriftsteller Alfred Komarek beschreibt die Situation der Menschen, die auf einem Gutshof arbeiteten:

*„Oft gab es kaum dreißig Quadratmeter Wohnraum für eine Familie samt Kindern und alten Leuten. Kam Nachwuchs, mussten drei Tage Karenz genügen. Die Leute im Dorf waren damals arm genug dran, doch auf die vom Gutshof schauten sie herab.“*¹⁰⁶

Frau N5 erzählte, dass MeierhofarbeiterInnen als minderwertig angesehen wurden weil sie weder Besitz noch eine eigene Wohnung hatten. Kontakte zu den DorfbewohnerInnen gab es fast ausschließlich zu Personen die am Gutshof arbeiteten:

*Freundschaften waren mit den Burschen und Mädchen vom Hof. Außerhalb vom Hof nicht. Da warst immer ein Flüchtlingsmensch. Spüren hat man es uns nicht so lassen, aber wenn eine Musik war, da haben die Burschen vom Ort immer die anderen Mädchen zum Tanzen geholt. Es war schon so: Die Bauern und die Arbeiter“*¹⁰⁷

Frau R. 5:

Mein Großvater väterlicherseits kommt aus Mislic und ist in den 1870er Jahren nach Österreich auf den Meierhof gekommen. Da war er dort so eine Art wie ein Verwalter. Der hat zum Beispiel wenn jemand eine Kuh gekriegt hat geholfen zur Geburt. Eigentlich ist mein Vater am Meierhof geboren. Es gibt Leute, die genieren sich, dass sie vom Meierhof stammen. Ich hab mich aber nie geniert. Na

¹⁰⁵ Interview am 12. Mai 2007.

¹⁰⁶ Alfred Komarek: Weinviertel. Tauchgänge im grünen Meer. Wien 1998, S. 138.

¹⁰⁷ Interview am 12. Mai 2007.

*ja, arm waren die Leute.*¹⁰⁸

Am Meierhof lebten die SlowakInnen mit einem sehr niederen Sozialprestige und isoliert von der restlichen Ortsbevölkerung. In Ringelsdorf wird der Gutshof immer als Meierhof bezeichnet. Denn hier wurde vor allem Viehzucht betrieben.

Frau N5:

*In Ringelsdorf waren die Kühe. Nach der Maul- und Klauenseuche haben sie mit der Schweinemast angefangen.*¹⁰⁹

Dass am Meierhof in Ringelsdorf mehr Viehwirtschaft betrieben wurde, lässt sich bereits der Statistik von 1827 entnehmen. Es wurden 2100 Schafe und 310 Kühe und Kälber gezählt, im Vergleich zu Niederabsdorf mit 600 Schafen und 481 Kühen.¹¹⁰

Die Wartung und Pflege des Viehs bedarf ständiger Arbeitskräfte. In Ringelsdorf, wo der Meierhof hauptsächlich Viehwirtschaft betrieb, deckte man den Bedarf fast ausschließlich mit SlowakInnen. Die Notwendigkeit kontinuierlicher Betreuung ging über die täglichen Tätigkeiten wie Füttern und Melken hinaus. Zum Unterschied vom Getreidebau bedingt die Viehzucht keine besonderen saisonalen Arbeitsspitzen, deshalb siedelten sich die ZuwanderInnen meist auch gleich, wie wahrscheinlich auch in Ringelsdorf, am Meierhof an. Beim Feldbau ist, im Vergleich zur Viehhaltung, der Arbeitskräfteeinsatz vielmehr saisonalen Schwankungen unterworfen. Der zusätzliche Arbeitsbedarf bei saisonalen Spitzen konnte in unterschiedlicher Weise gedeckt werden. Eine Möglichkeit war die kurzzeitige Aufnahme von auswärtigen Arbeitskräften.¹¹¹ Es gab viele

¹⁰⁸ Interview am 1. Mai 2007.

¹⁰⁹ Interview am 12. Mai 2007

¹¹⁰ Niederösterreichisches Landesarchiv: Operate zum Franziszeischen Kataster. Karton 3 Gemeinde Absdorf. Herrschaft Rabensburg. Karton 566 Gemeinde Ringelsdorf. Herrschaft Rabensburg.

¹¹¹ Michael Mitterauer: Formen ländlicher Familienwirtschaft. Historische Ökotypen und familiäre Arbeitsorganisation im österreichischen Raum. In: Josef Ehmer/ders. (Hg.): Familienstrukturen und Arbeitsorganisation in ländlichen Gesellschaften. Wien u.a. 1986, S. 200f.

SaisonarbeiterInnen, die vor allem zur Zeit der Getreideernte und der Rübenarbeit eingesetzt wurden. Neben den Einheimischen waren vor allem SlowakInnen als SaisonarbeiterInnen beschäftigt.

Herr N1 erzählt:

Mein Vater ist am Sonntag am Abend zur March hinunter gefahren. Und da sind sie unten gesessen und haben auf Arbeit gewartet. Er hat gesagt: Ich brauch zwei Mahder und zwei Aufputzer – das waren zwei Paare kann man sagen. Die sind dann mit herauf gefahren und da haben sie bei uns ein Quartier gehabt. Bei uns im Keller haben sie geschlafen. Wir haben da für die extra eine Wohnung gehabt.¹¹²

Seine Frau N2:

Man musste schon darauf schauen, dass sie wo schlafen können. Aber im Sommer haben sie auch am Heuboden geschlafen. Das war nicht so tragisch.¹¹³

Die SaisonarbeiterInnen lebten weitgehend isoliert und füllten die Lücken, die zum Teil durch andere Arbeitsplätze entstanden waren.

Herr N3 erinnert sich:

In Niederabsdorf gab es ein Saisonhaus für Saisonarbeiter. Unten war die Küche, oben sind die Schlafräume gewesen. Und gewaschen haben sie im Teich, der gleich daneben ist. Im Frühjahr sind sie gekommen und im Herbst sind sie wieder weggegangen. Wenn die Rüben drei Blätter gehabt haben sind sie gekommen und wenn die Zuckerrüben ausgenommen worden sind, alles mit der Hand, sind sie wieder heimgefahren.¹¹⁴

Seine Frau N4:

An einem Sonntag oder Feiertag ist mit der Ziehharmonika gespielt worden und

¹¹² Interview am 11. Mai 2007.

¹¹³ Interview am 11. Mai 2007.

¹¹⁴ Interview am 5. Mai 2007.

*da haben sie getanzt. Wir Kinder sind dann auch hingegangen. Sie waren aber meistens unter sich, haben ja nur böhmisch geredet.*¹¹⁵

Hier war die Abgrenzung sowohl hierarchisch, wie auch durch die Sprache gegeben.

Der Arbeitskräftebedarf wurde auch am lokalen Arbeitsmarkt gedeckt. Das setzte voraus, dass Gemeinden mit Dominanz des Getreidebaus über eine entsprechende unterbäuerliche Schicht verfügten, aus der jeweils kurzfristige TagelöhnerInnen aufgenommen wurden. Die TagelöhnerInnen standen im Ansehen unter den Bauern, hatten meist eine kleine Ackerfläche, Kleingetier und ein kleines Häuschen. Es gab in den in den Gemeinden mehr als die Hälfte Häuser, die den Bauernwirtschaften TagelöhnerInnen stellen konnten. Als Reservoir für Tagelohnarbeiten spielten die KleinhäuslerInnen eine wichtige Rolle. Obwohl sie Haus und Grund besaßen, waren sie vom Bauern abhängig. An Tieren konnten sie sich kaum mehr als Kleinvieh halten, Ochsen und Pferde kamen für sie nicht in Frage. Sie waren auf das Fuhrwerk des Bauern angewiesen.¹¹⁶ Ein Tag „Pferdearbeit“ musste dann wiederum mit ein paar unentgeltlichen Tagen beim Bauern abgearbeitet werden.

Frau N4:

*Die Verheirateten, die selber eine Landwirtschaft gehabt haben, ein bis zwei Joch Feld, die waren ja auf die Bauern angewiesen, weil ja der die Rossarbeit gemacht hat und da haben wir müssen zurückarbeiten. Für einen Tag Rossarbeit, 5 Tage, manche mussten 6 Tage arbeiten.*¹¹⁷

Die Ernte war zu allen Zeiten der wichtigste Abschnitt des bäuerlichen Jahres. Das erfolgreiche Einbringen und Lagern der Erträge sicherte das Überleben im nächsten Winter.

¹¹⁵ Interview am 5.Mai 2007.

¹¹⁶ Michael Mitterauer (wie Anmerkung 111), S. 215f.

¹¹⁷ Interview am 5. Mai 2007.

Anton Schultes berichtet:

„Die größeren Bauern und der Gutshof hatten zur Erntezeit ihre ständigen Saisonarbeiter aus der Slowakei. Bis 1918 kamen zur Ökonomie sogar Slowaken aus den Weißen Karpaten [...] Unglaublich zäh waren die Schnitter, hagere ausgemergelte Gestalten, die imstande waren, zehn Stunden hindurch täglich die Sense zu schwingen und dabei von Suppe und Brot zu leben. Die kleinen Kinder ließen sie daheim in ihren Dörfern bei den Alten, die größeren nahmen sie zur Arbeit mit. Um vier Uhr sah man sie schon in ihren breiten weißen Leinenhosen, das Hemd über die Hose hängend, mit breitkrepigen Filzhüten, singend auf die Felder ziehen und spät im Abendrot singend heimkehrend.“¹¹⁸

Diesem idealistischen Bild kann Frau N4 nicht viel abgewinnen wenn sie vom Dreschen des Getreides erzählt, das durch die Hitze und den Staub zur Schwerstarbeit wurde.

*Da war ja der 10- Stundentag bei der Herrschaft und bei den Bauern, wenn da die Dreschmaschine war. Da hast du schon in der Früh um fünf Uhr dort sein müssen. Von fünf bis halb neun ist gedroschen worden, dann war das Frühstück von halb neun bis neun und von neun bis elf ist wieder gedroschen worden. Dann war Mittag um elf und dann hat schon wieder die Maschine angefangen, von zwölf bis halb vier. Von halb vier bis vier war Jause und bis um sieben Uhr am Abend ist gedroschen worden. Dann hast du zu Hause müssen noch füttern und die Kinder versorgen. Die Frauen haben ja früher viele Kinder gehabt. Wie das alles gegangen ist, weiß ich nicht.*¹¹⁹

Führten am Gutshof vor allem slowakische SaisonarbeiterInnen diese Arbeiten aus, so waren es bei den Bauern die TagelöhnerInnen, die beim Getreidedrusch mithalfen.

¹¹⁸ Anton Schultes: Heimatbuch der Marktgemeinde Hohenau a. d. March. Hohenau 1959. S. 278f.

¹¹⁹ Interview am 5. Mai 2007.

Die Bäuerin, Frau N2:

Beim Dreschen haben immer unsere Tagelöhner mitgearbeitet. Da wurde gekocht und auch die Kinder durften da mitkommen und haben bei uns gegessen.¹²⁰

Herr R6, der aus einer kindereichen Familie stammt und dessen Eltern aus der Slowakei auf den Meierhof nach Ringelsdorf kamen, erinnert sich gern an die Tage des Dreschens:

Da waren die Maschinen bei den Stadeln und alles, da bin ich halt auch mitgrennt um ein Kasbrot. Na ja (seufzt), wir waren sechs Kinder und sehr arm.¹²¹

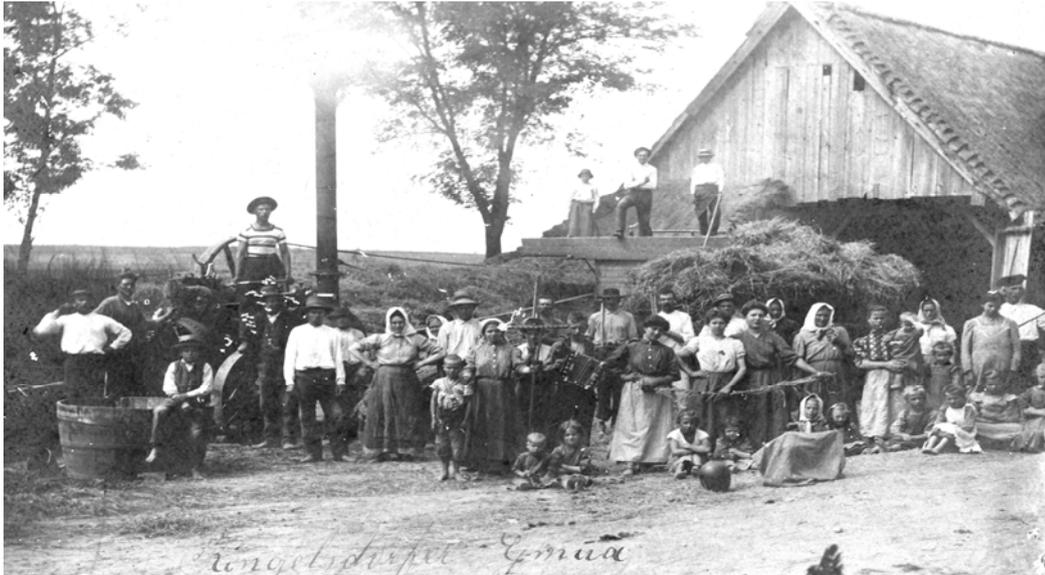
War aber die Ernte glücklich eingebracht, gab es Grund zu feiern. Nach dem Abschluss des Dreschens gab es immer reichliches und gutes Essen. Die TagelöhnerInnen durften dazu auch ihre Kinder mitnehmen. Zeugnis geben Fotografien, die in beiden Gemeinden vorhanden sind und vor allem von den bäuerlichen Familien gern gezeigt werden.



Dreschen in Niederabsdorf 1941

¹²⁰ Interview am 11. Mai 2007.

¹²¹ Interview am 2. Juni 2007.



Dreschen in Ringelsdorf in den 1930er Jahren mit dem handschriftlichen Vermerk „Ringelsdorfer Gmua“

Es waren in erster Linie die Besitzverhältnisse, die Ansehen und Macht, kurzum die Position der im Dorf lebenden Menschen bestimmten. „Das entscheidende Kriterium der Wertschätzung in der alten Agrargesellschaft war die Quantität an Besitz.“¹²²

Diese hierarchische Ordnung war in den Dörfern auch räumlich festgelegt.

Frau R5 erzählt:

*Wo der Meierhof ist, ist der Herrschaftsberg. Wir haben gesagt: Ober dem Herrschaftsberg und unter dem Herrschaftsberg. Unter dem Herrschaftsberg war die arme Bevölkerung und ober dem Herrschaftsberg war schon ein Greißler, ein Gasthaus, ein Zimmermann, da war schon alles. Und im Dorf waren die Lehner, Halblehner, die Bauern.*¹²³

Ähnlich war es auch in Niederabsdorf:

Herr N3 beschreibt es so:

¹²² Ingeborg Weber Kellermann: Landleben im 19. Jahrhundert. München 1987, S. 284.

¹²³ Interview am 1. Mai 2007

Bei uns war das so: Da gibt es den Kirchenberg. Der ist die Grenze. Unterm Berg sind die Unterortler, oben sind die Oberortler. Die Oberortler haben sich immer als etwas Besseres gefühlt. Da waren die Bauern, die Kaufleute. Im Unterort waren die Kleinhäusler und auch kleinere Bauern, die aber nicht so angesehen waren wie die im Oberort an der Hauptstrasse. Die Bauern haben oft gesagt: Das Gesindel vom Unterort.¹²⁴

Dörfliches Standesdenken, besitzhierarchische Eingrenzungen, die das dörfliche Zusammenleben prägten, werden in diesen Aussagen sichtbar.

Lebenshaltung und Lebensweise der industriellen Gesellschaft greifen zu Beginn des 20. Jahrhunderts in das Dorf ein. Statistisch ging die Zahl der Landarbeiterfamilien, wie auch die Zahl des Gesindes zurück. Stattdessen nahm die Zahl der mithelfenden Familienangehörigen auf den Höfen zu.¹²⁵ Die landwirtschaftlichen TagelöhnerInnen mussten sich deshalb außerhalb der bäuerlichen Familienbetriebe andere Erwerbsformen suchen, um den Lebensunterhalt für sich und ihre Angehörigen zu sichern. In Ringelsdorf stand der Großteil der Menschen in Arbeits- oder Dienstverhältnissen.

Frau R5, ihr Vater wurde am Meierhof geboren:

Die Leute waren sehr arm. Aber wie die Knopfdrechlerei gekommen ist, da war Arbeit. Mein Vater war Knopfdrechsler. Hier im Dorf war die Knopfdrechlerei Oberndorfer. Da war mein Vater und wenn ich Ihnen ehrlich sag, da hat er sehr viel Geld verdient. Dann ist das Gewerbe zugrunde gegangen und dann war die große Arbeitslosigkeit. Die Leute, auch wir, waren sehr arm. Der Vater hat dann in der Petroleumfabrik in Drösing gearbeitet, die ist dann auch zugrunde gegangen. Die ist dann nach Schwechat gegangen. Da sind viele vom Dorf mitgegangen. Viele sind nicht mitgegangen. Mein Vater hat ein bissl geerbt, wir

¹²⁴ Interview am 5. Mai 2007

¹²⁵ Konrad Köstlin: Das Dorf und seine Entwicklung zwischen 1900 und 1945. Kultur und Lebensweise und ihre Darstellung im Museum. In: Kieler Blätter zur Volkskunde. XII. 1980, S. 64f.

*sind als kleine Bauern dageblieben.*¹²⁶

Die Beschäftigten der Knopfdrechlerei gründeten 1906 den gewerkschaftlichen „Verein für Soziale Gerechtigkeit und Frieden“ – heute SPÖ.¹²⁷

Viele Bewohner gingen auch zur Bahn, wie Herr R2, Jahrgang 1921, dessen Frau aus Niederabsdorf stammt:

*Ich war schon 1936 bei der Bahn. Wir waren nur Nebenerwerbslandwirte, aber größere. In Absdorf war das Feld da, in Ringelsdorf war das Feld da, zusammen war es halt mehr. Da habens müssen schaun: In die Arbeit gehen, in der Früh weg, am Abend heim. Da ist gearbeitet worden bis Samstag Mittag. Die Arbeit am Feld hat man Samstag, Sonntag machen müssen. Hat es geregnet, war es ein Problem.*¹²⁸

Der Beitritt der Beschäftigten der Knopfdrechlerei Oberndorfer 1906 zur Gewerkschaft und die Gründung des Vereins für Soziale Gerechtigkeit und Frieden finden auch im Pfarrprotokoll der Gemeinde seinen Niederschlag. 1907 berichtet der Pfarrer von der Reichsratswahl, bei der neben zwei christlich-sozialen Kandidaten, erstmals ein Sozialdemokrat sich der Wahl stellte:

„Die beim Johann Oberndorfer, Knopfdrechsler, bediensteten Lehrjungen, besonders die von Hohenau und aus Mähren eingewanderten Gehilfen, sind lauter organisierte Sozialdemokraten, die die Kleinhäusler und Tagewerker dadurch auf ihre Seite zu bringen trachten, daß sie ihnen vorspiegelten, es werde im Falle dass sie den Sozialdemokraten Türk wählen, jeder Kleinhäusler 6 Joch Grundstück umsonst zugewiesen erhalten und jeder Tagelöhner einen Tageslohn von 5 K verdienen.“¹²⁹

¹²⁶ Interview am 1. Mai 2007.

¹²⁷ Festschrift zur Markterhebung und Wappenverleihung Ringelsdorf – Niederabsdorf. 3. August 1986, S. 16.

¹²⁸ Interview am 12. Mai 2007.

¹²⁹ Pfarrprotokoll Ringelsdorf 1907.

Niederabsdorf war zu Beginn des 20. Jahrhunderts noch christlich-sozial bestimmt, bedingt sicher auch durch die stärkere bäuerliche Prägung. Die Klassenbildung der Arbeiterschaft wurde völlig ignoriert. Es existierte eine enge Bindung zwischen katholischer Kirche und der christlich-sozialen Partei. Der Einbruch des Fremden in die gewohnte Welt, verbunden mit zahlreichen Neuerungen, wurde mit Polizeimaßnahmen gegen renitente DienstbotInnen und ArbeiterInnen, mehr Patriarchalismus und wieder belebte Wallfahrten abgewehrt. Die Auflösung alter, verbindlicher Denk- und Verhaltensmuster erwies sich als schwierig.¹³⁰

In dieser Zeit, so Köstlin, wurden auch von konservativen christlich-sozialen Bauern immer deutlicher nationale Forderungen gestellt. Bäuerliche Kultur wurde im 19. Jahrhundert als ewig gleich interpretiert, ihres historischen Kontextes beraubt und ungeschichtlich gemacht. In der Betonung des Bauern als Nährstand wurde traditionelle Volkskultur zur Ausdrucksform völkischer, ethnischer Identifikation. Bismarck bezeichnete den Bauernstand als Rückgrat einer Nation.¹³¹

Dieses Bild des Bauern findet sich in zahlreichen Gesprächen.

*Die Bauern haben immer gesagt: ohne uns müssen die Menschen hungern. Drum war ja auch immer der Unterschied zwischen denen, die Felder hatten und denen, die wenig oder nichts hatten. Sie haben getan, als ginge ohne sie gar nichts, sie sind die Wichtigsten im Ort. Heute ist alles anders. Da heiratet ein Bauer auch Frauen, die keinen Besitz haben.*¹³²

Herr R1, Bauer in Ringelsdorf, erzählt im Gespräch, dass früher ganz andere Wertigkeiten waren:

Die Generation nach dem Krieg die ist gekommen... vor allem eins: da war ein gewisses Haben-Denken. Das hat man den Leuten anezogen. Wennst ein bissl

¹³⁰ Ernst Bruckmüller: Sozial- Geschichte Österreichs. Wien/München 1985, S. 441-447.

¹³¹ Konrad Köstlin (wie Anmerkung 124), S. 58.

¹³² Interview am 12. Mai 2007.

was gehabt hast, dann warst du was. Früher war eben, da hat die Ernährung einen anderen Stellenwert gehabt. Das Primäre war die Ernährung. Wohlgenährt, eine dementsprechende Behausung und die Bekleidung waren die persönlichen Bedürfnisse. Heute werden vielleicht zehn Prozent des Familieneinkommens für Ernährung ausgegeben, das ist schon sekundär. Ich kann die nächste Generation nicht mehr dazu motivieren, die Landwirtschaft weiterzumachen. Weil ich hab einen Junior und der sagt, er will das gar nicht, weil das ist ihm das nicht wert. Heute, die Jugend, die hat bedingt durch die Bildung...Es gibt strukturelle Veränderungen.¹³³

Köstlin stellt fest:

„Heute ist Leben in der Landwirtschaft zum Leben einer Minderheit geworden, der ehemals bestimmende Anteil am Ganzen ist einer vergleichsweise untergeordneten Rolle in den industriellen Gesellschaften gewichen.“¹³⁴

Das Aussehen in den meisten Dörfern verrät, dass in ihnen Menschen in einer agrarisch-industriellen Mischexistenz leben: Arbeit in der Industrie und Arbeit nach der Arbeit auf dem Lande. Einkommen aus der Industriearbeit und Einkommen aus der Landwirtschaft verbinden sich in kaum zu trennender Weise.¹³⁵ Arbeits- und Wohnstätte liegen in den meisten Fällen auseinander.

Die wichtigste qualitative Veränderung durch die Trennung von Arbeitsstätte und Wohnung ist in ihrer Bedeutung für das Familienleben aber sicher die Zunahme der außerhäuslichen Erwerbstätigkeit von Frauen.¹³⁶

¹³³ Interview am 1. Mai 2007.

¹³⁴ Konrad Köstlin (wie Anmerkung 124), S. 54.

¹³⁵ Ebd. S. 56.

¹³⁶ Michael Mitterauer: „Das moderne Kind hat zwei Kinderzimmer und acht Großeltern“ – Die Entwicklung in Europa. In: Michael Mitterauer/Norbert Ortmayr (Hg.): Familie im 20. Jahrhundert. Traditionen, Probleme, Perspektiven. Frankfurt/Main 1997, S. 40f.

7.2 Frauen in den Dörfern – geschlechtsspezifische Aspekte

Seit Beginn des Industrialisierungszeitalters bedeutete weibliche Erwerbstätigkeit mit weniger Ausnahmen Verrichtung unqualifizierter Tätigkeit in untergeordneter Position ohne jede Aufstiegschance. Aus der Notwendigkeit des Zusatzerwerbes wurde diese unbefriedigende Stellung in Kauf genommen, sobald sich die ökonomische Möglichkeit dazu bot.

Zuständigkeitsbereich der Frauen war vor zuvorderst die „Binnenwirtschaft“ in Haus, Hof und Garten. Weiter vom Hof entfernte Tätigkeiten wurden eher von den Männern ausgeführt, beziehungsweise den Männern zugeschrieben. Diese generell beobachtbaren Kriterien geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung dürften auf eine gemeinsame Wurzel zurückzuführen sein, argumentiert Mitterauer.

„Jede Gesellschaft hatte das existenzielle Interesse, Produktion und Reproduktion miteinander in Einklang zu bringen. Da der Frau von Natur aus die Aufgabe zukommt, Kinder zu gebären und zu stillen, werden Formen der Arbeitsteilung gesucht, die sie während der Schwangerschaft möglichst wenig gefährden und ihr nach der Geburt möglichst engen Kontakt zum Kind erlauben.“¹³⁷

Frau N4 klagt:

*Früher waren die Frauen nur Arbeits- und Gebärmaschinen. Sie arbeiteten bis kurz vor den Geburtstermin, und anschließend war auch kaum Zeit sich zu erholen. Nur im Winter war es etwas ruhiger, denn beim Säen, bei Erntearbeiten, beim Kornschneiden und Mähen waren die Frauen genauso eingebunden wie die Männer.*¹³⁸

Die Bäuerin Frau R8 erzählt:

Ich bin zur Entbindung ins Spital gefahren. Da konnte man sich doch eine Woche

¹³⁷ Michael Mitterauer: „Als Adam grub und Eva spann...“. Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in vorindustrieller Zeit. In: Brigitte Bolognese-Leuchtenmüller/ders. (Hg.): Frauen-Arbeitswelten. Zur historischen Genese gegenwärtiger Probleme. Wien 1993, S. 21.

¹³⁸ Interview am 5. Mai 2007.

erholen. Wie ich mein drittes Kind bekommen hab, im April, hab ich mir gedacht: Jetzt rast du dich einmal aus. Aber wie ich heimgekommen bin, war es aus. Da hat man sich nicht mehr schonen können. Die Schwiegermutter hat gesagt: Ich hab am dritten Tag nach der Entbindung schon gemolken. Dabei haben sie ja nur eine kleine Geiß gehabt. Sie war ja von ganz armen kleinen Häuslern. Wenn sie gesagt hat: Ich hab am dritten Tag schon gemolken, dann hast eh gewusst was das heißt. Da hast du dich nimmer schonen können. Im April ist es ja schon wieder mit der Arbeit angegangen.¹³⁹

In den Erzählungen wird deutlich, dass Frauen sowohl vor als auch nach der Geburt schwer arbeiten mussten. Rücksichtnahme auf Schwangerschaft oder Stillzeiten wurde kaum genommen.

Die Häufigkeit von Schwangerschaften wurde in der alteuropäischen Gesellschaft weniger durch innereheliche Geburtenkontrolle bestimmt als durch ein hinaufgesetztes Heiratsalter der Frau. Frauen heirateten im Durchschnitt erst Mitte der Zwanzig. Mitterauer vermutet hier Zusammenhänge mit spezifischen Formen der Arbeitsorganisation. Mit der Ledigenphase korrespondiert weitgehend die Phase des Gesindedienstes, die eine Ehe prinzipiell ausschloss.¹⁴⁰

Frau N6 erzählt:

Die Dirn X war schwanger. Die Schwiegermutter sagte: Bei uns kannst nicht bleiben mit dem Kind. Der Kindesvater Herr X war Knecht bei uns, der ging dann zu einem anderen Bauern in Dienst. Frau X ging zu Frau Y, bei der sie dann entbunden hat. Sie hatte große Probleme, denn auch die Familie des Herrn X wollte sie nicht, sie war ja eine Slowakin.¹⁴¹

Ledigen Frauen wurden schwerere Arbeiten zugemutet als Verheirateten. Ledige Frauen spielen vor allem in der Wanderarbeit eine bedeutende Rolle.

¹³⁹ Interview am 15. Mai 2007.

¹⁴⁰ Michael Mitterauer (wie Anmerkung 137), S. 21f.

¹⁴¹ Gespräch am 12. Juni 2007.

*Gleich an der Grenze in der Slowakei, da waren viele, aber auch Zigeuner, die bei uns Arbeit suchten. Frauen kamen herüber und waren da bei den Bauern Kindsdirn oder Stalldirn. Sie sind dann oft dageblieben und haben geheiratet. Obwohl, es war ja eine Schande eine Slowakin zu heiraten, aber später sah man, wie fleißig die sind.*¹⁴²

„Die kann arbeiten“ war die wichtigste Etikettierung einer Magd oder einer Kleinbäuerin. Und es war einer der wesentlichen Gründe – neben Besitz natürlich – für die Verheiratung.

Ein von Bauern gebräuchlicher Spruch, vielleicht nur im Wirtshausmilieu zitiert, gibt Auskunft über den Stellenwert der Frau:

*Weiber sterben ist kein Verderben, aber Vieh verrecken, das bringt den Bauern an den Stecken.*¹⁴³

Das Heiratsverhalten wurde in zahlreichen Interviews thematisiert. Heiraten zwischen Bauern und Kleinhäuslern, vor allem aber zwischen Bauern und Slowaken oder Meierhofarbeitern, schienen ein Ding der Unmöglichkeit gewesen zu sein.

Frau N5, ehemalige Meierhofarbeiterin:

*Der X hat einmal zu mir gesagt: Du bist ein fesches Mädchen, brav und arbeiten kannst, aber du bist arm. Wissen Sie, wenn einem so etwas wer sagt, das tut weh. Ich bin dann heimgegangen und hab geweint.[...] Mit dem Heiraten war es so: Früher hat es immer geheißen: Du hast keinen Acker, du bringst nichts, du bist arm.*¹⁴⁴

Laut Weber-Kellermann ist der Unterschied zwischen Bauern, Tagelöhnern und Gesinde stets „in einer merkwürdigen Weise von der einen Seite geltend gemacht

¹⁴² Interview am 5. Mai 2007.

¹⁴³ zitiert von Herrn N3 im Interview am 5. Mai 2007.

¹⁴⁴ Interview am 12. Mai 2007.

und von der anderen Seite respektiert“ worden.¹⁴⁵ Dies zeigen auch die zahlreichen Aussagen der InformantInnen: „Das war halt früher so“

Fast jeder Haushalt hatte ein oder zwei Äcker und Ziegen, Hühner, Enten und Gänse. Die Arbeit des Bauern auf diesen kleinen Feldern musste im Tagwerk abgearbeitet werden. Meist war die kleine Landwirtschaft der ländlichen Unterschicht so beschaffen, dass sie von der Frau allein bewältigt werden konnte. Kinder mussten der Mutter helfen.

Herr N3 berichtet:

Mein Vater war ein kleiner Gewerbetreibender, er hatte eine kleine Fassbinderei. Die Mutter arbeitete in der Landwirtschaft. Für die kleinen Äcker die wir hatten, musste sie die Stunden, die der Bauer auf unserem Feld arbeitete, tageweise bei ihm abarbeiten. Wir waren sieben Kinder. Wir hatten Enten, Gänse, Hühner, Schweine und Ziegen. Gab es junge Gänse, das war ja meistens im Sommer, wo die Mutter beim Bauern auf dem Feld gearbeitet hat, da mussten wir Kinder die Tiere versorgen, vor allem Wasser mussten wir ihnen geben. Ich war damals noch sehr klein und habe beim Spielen darauf vergessen und alle Gänse waren tot. Das war eine Katastrophe für die Familie. Denn die Gänse waren ja die Nahrung für fast zwei Monate.¹⁴⁶

Herr N3, dessen Familie sieben Kinder hatte, erinnert sich auch, dass er oft hungrig war.

Wenn die Mutter im Tagwerk war, hat sie am Abend beim Bauern Essen bekommen. Da hat sie oft gesagt sie sei nicht hungrig und hat das Nachmahl uns Kindern mit nach Hause genommen.¹⁴⁷

¹⁴⁵ Ingeborg Weber Kellermann (wie Anmerkung 122), S. 322f.

¹⁴⁶ Interview am 5. Mai 2007.

¹⁴⁷ Interview am 5. Mai 2007.

Die ruhigen Wintermonate, in denen keine Feldarbeit stattfinden konnte, waren dennoch voller Arbeit. Winteraufgaben für Frauen waren beispielsweise das Verfertigen und Ausbessern von Kleidung.

Meine Mutter ging im Winter immer in Bauernhäuser und nähte und flickte, um sich etwas dazuzuverdienen, erzählte Frau N4.¹⁴⁸

Eine typische Frauenarbeit im Winter war das Federnschleifen. Federnschleifen war reine Frauenarbeit, zu der keine Dienstbotinnen eingeladen wurden.

Frau N2:

Beim Federnschleifen war die ganze Küche voller Frauen. Die haben alle Leut ausgerichtet. Dann war Federhahn. Da hat man verschiedene Spiele gespielt. Das war dann immer sehr lustig. Meistens hat es da Würstel gegeben und einen Kaffee und einen Gugelhupf. Auf dem Gugelhupf wurde eine Feder draufgesteckt, der Federhahn. Das war ein Fest kann man sagen. Beim Federhahn waren die Männer auch dabei, bei der Arbeit nicht.¹⁴⁹

Die Meinung, dass Frauen prinzipiell geschicktere Finger hätten als Männer und daher für solche Tätigkeiten besser geeignet seien, war weit verbreitet.¹⁵⁰ Für viele Tätigkeiten wird immer wieder eine natürliche Disposition der Frau ins Treffen geführt. Das gilt vor allem für textile Arbeiten. Für die Wäsche war prinzipiell die Frau zuständig.

Frau N4:

Das Waschen war auch vom Regen abhängig, denn das Regenwasser wurde verwendet. Es war eine schwere Arbeit: Bürsten, kochen, schwemmen – ein Tag war dafür notwendig. Früher wurde deshalb nur einmal in der Woche, am Sonntag, die Wäsche gewechselt. Die gewaschene Wäsche wurde dann auf Wäscheleinen im Hof aufgehängt, in den man hineinschauen konnte. Da erkannte

¹⁴⁸ Interview am 5. Mai 2007

¹⁴⁹ Interview am 11. Mai 2007.

¹⁵⁰ Michael Mitterauer (wie Anmerkung 137), S. 26.

man dann die netten Hausfrauen und die schlampigen. Die sauberen Frauen hatten eine schöne weiße Wäsche. Bei den anderen war die Wäsche grau und versudelt. Die Frauen haben das ganze Jahr gearbeitet, auch Samstag und Sonntag. Die Männer gingen am Sonntag ins Wirtshaus, haben Karten gespielt. Die Frauen gingen in die Kirche, denn das war auch eine Möglichkeit einmal aus den Arbeitskleidern herauszukommen und dann mussten sie zu Hause kochen. Der Nachmittag war meistens dazu da, die Hausarbeiten, wie Wäsche flicken oder Ähnliches zu tun. Nur im Winter war vielleicht ein bisserl Zeit, um sich mit Nachbarn oder Verwandten zu treffen.¹⁵¹

Frauen auf den Bauernhöfen hatten nie etwas anderes gelernt als zu arbeiten. Und es ist zu beobachten, dass es noch immer Frauen aus dieser Zeit gibt, die auch im hohen Alter nicht fähig sind, auszuspannen. Nichtstun halten sie nicht aus. Auf den Bauernhöfen, im landwirtschaftlichen Leben, wurden vor allem Frauen von Kindheit an in ihrer sozialen und funktionalen Stellung nur durch die erbrachte Arbeitsleistung bestimmt und gesichert.

Lachend erzählt Herr N3:

Als ich in die Pension ging, machten meine Frau und ich viele Ausflüge mit dem Fahrrad. Meine Frau hängte sich immer eine Einkaufstasche an das Rad, weil sie sich genierte nichts zu tun. Mit der Einkaufstasche hatte sie den Leuten gegenüber, denen wir begegneten, einen Grund, warum sie unterwegs war. Wichtig war: Was sagen die Leut. Hat die keine Arbeit, dass sie spazieren gehen kann?“¹⁵²

Die Arbeit von früh bis spät wurde ins innerste Wert- und Normensystem des eigenen Lebensgefühls übernommen. „Sie wurde förmlich zum Selbstzweck der Existenz.“¹⁵³

¹⁵¹ Interview am 5. Mai 2007.

¹⁵² Interview am 5. Mai 2007.

¹⁵³ Franz Severin Berger/Christiane Holer: Von der Waschfrau zum Fräulein vom Amt. Frauenarbeit durch drei Jahrhunderte. Wien 1997, S. 180.

Während auf dem Meierhof und bei den Bauern vor allem SlowakInnen arbeiteten, verließen die Kinder der ländlichen Unterschicht - die Häuslerkinder - in der Regel mit 14 Jahren ihre Familie, um den Gesindedienst anzutreten. Viele junge Mädchen waren bereits mit 14 oder 15 Jahren, vor allem in Wien, als Dienstmädchen beschäftigt. Der häusliche Dienst bildete oft die einzige Möglichkeit, einen Arbeitsplatz und eine Wohnung zu finden.

Eine typische Schilderung gibt uns Frau N3, die 1932 von Niederabsdorf nach Wien kam:

Ich kam mit 14 Jahren nach Wien in eine Familie mit einem Gasthaus in den Dienst. Viele erzählten, wie sie ausgenützt worden waren. Es waren ja viele von Niederabsdorf damals in Dienst in Wien. Ich hatte Glück. Ich war ja noch ein Kind. Aber gearbeitet habe ich schon wie eine Erwachsene. Ich hätte zwar einen freien Tag gehabt, den habe ich nicht genommen. Wo hätte ich hingehen sollen in der großen Stadt? Ich war froh, dass ich da so gut aufgehoben war. Fast wie eine Tochter. Aber andere erzählen, dass sie in einer Rumpelkammer schlafen mussten, keinen freien Tag gehabt haben. Na, ein Luxuszimmer hab ich auch nicht gehabt, aber es war sauber. Dann war die schlechte Zeit. Die Arbeitslosigkeit. Die Leute hatten kein Geld um ins Wirtshaus zu gehen. Dann bin ich wieder nach Niederabsdorf gekommen. Da hab ich dann auf dem Gutshof beim Verwalter als Kindermädchen gearbeitet bis ich geheiratet hab 1940.¹⁵⁴

Bauernmägde wurden von Kleinhäuslern oder Knechten geheiratet. Dann hatten sie das Leben als Häuslerin, Mutter und vor allem Tagelöhnerin vor sich. Uneheliche Kinder bei den weiblichen Dienstboten waren ein Problem. In den wenigsten Fällen durften sie ihre Kinder bei sich behalten. Wurden sie auch wegen eines unehelichen Kindes nicht vom Hof gewiesen, so musste doch das Kind weg. Diese Entscheidung traf der Bauer oder die Bäuerin. Es ging hier nicht um moralische Haltungen, sondern einfach um rein ökonomische Überlegungen. Denn das uneheliche Kind der Magd ist frühestens in acht oder zehn Jahren eine brauchbare Hilfsarbeitskraft und muss bis dahin als nutzlos groß gefüttert werden.

¹⁵⁴ Interview am 5. Mai 2007.

Außerdem behinderte es die Mutter bei ihrer täglichen Arbeit, reduziert also ihre Arbeitsleistung.¹⁵⁵ Der Anteil der Frauenarbeit war beträchtlich und stand dem Arbeitseinsatz der Männer nicht nach. Die weiblichen Erwerbstätigkeiten waren eng mit hauswirtschaftlichen Tätigkeiten verflochten. Im Verlauf des 20. Jahrhunderts kam die Motivation hinzu, eine im Vergleich zur Hausarbeit höher bewertete Tätigkeit zu verrichten, durch eigene Erwerbstätigkeit mehr Selbständigkeit zu gewinnen.¹⁵⁶

Frau N5 erzählt:

Wie wir nicht mehr im Meierhof gewohnt haben, hab ich aufgehört zu arbeiten. Wir haben gebaut und ein eigenes Haus gehabt. Und einmal hat mein Mann gesagt: Wenn du ein Geld brauchst, geh arbeiten. Ich hab mir das nicht zweimal sagen lassen. Ich hab bei der Schöps in Wien angerufen und die haben gesagt, sie nehmen mich sofort. Das Problem war aber die Zugverbindung nach Haus. Dann hab ich beim Gärtner in Ringelsdorf gefragt und dann bin ich dorthin arbeiten gegangen.¹⁵⁷

Für Mitterauer hat die tatsächliche Bedeutung weiblicher Arbeit für deren Bewertung wenig Relevanz. Die generelle Minderbewertung weiblicher Arbeit ist für ihn eine Folge der Vorherrschaft von Männern in der öffentlichen Meinung.¹⁵⁸ Ende des 19. Jahrhunderts wurde dem einfachen Mann Teilhaberechte an der Politik zugestanden, die einfache Frau blieb weiterhin ausgeschlossen.¹⁵⁹

Auch politische Aktivitäten sind in der Regel an Voraussetzungen gebunden, die eine Zuordnung zum männlichen Aufgabenbereich nahe legen. Politik war reine Männersache, die Frauen hatten nur geringen Anteil. Mitterauer begründet dies mit den getrennten Arbeitsbereichen zwischen Männer und Frauen, in denen

¹⁵⁵ Franz Severin Berger/Christiane Holle (wie Anmerkung 153), S. 174.

¹⁵⁶ Michael Mitterauer (wie Anmerkung 136).

¹⁵⁷ Interview am 12. Mai 2007.

¹⁵⁸ Michael Mitterauer (wie Anmerkung 137), S. 36.

¹⁵⁹ Eric. J. Hobsbawm (wie Anmerkung 38), S. 100.

Männer für Außertätigkeiten zuständig waren, Frauen für die Binnenwirtschaft.¹⁶⁰

Frau N7:

Früher bist du mit 21 wählen gegangen. Ich hab mit 21 geheiratet und bin das erste Mal als Verheiratete wählen gegangen, da hab ich die Partei meines Mannes gewählt. Er hat gesagt, bei der Eisenbahn ist man rot und außerdem bringt er das Geld nach Haus. Das war halt früher so. Politik war Männersache.¹⁶¹

Wenn es darum ging, politisches Engagement und öffentliches Auftreten zu legitimieren, beriefen sich Frauen bis weit ins zwanzigste Jahrhundert immer wieder auf Nation und Vaterland, stellt Ute Planert fest. Allerdings waren und sind die politischen Mitwirkungsmöglichkeiten unter den Geschlechtern höchst einseitig verteilt. Weibliche Mitglieder rangierten in der Werthierarchie stets hinter den Interessen ihrer männlichen Mitglieder und auch in den Parteien wurde weiblichem Einfluss kein dauerhafter Erfolg zuteil.¹⁶²

Elizabeth A. Drummond schreibt über die nationale Frauenarbeit des Deutschen Frauenvereins für die Ostmarken, der 1894 gegründet wurde:

„Während die Männer der Ostmarkenvereine versuchten Einfluss auf die Regierungen in Fragen der Ansiedelungs- und Kulturpolitik auszuüben, konzentrierten sich die Vereinsfrauen auf Wohltätigkeit vor allem in den Bereichen Krankenpflege und Kindererziehung. Auseinandersetzungen über Grenzen, wirtschaftliche Macht, das Schulwesen oder die Sprachpolitik scheinen dem gegenüber eher von geringer Bedeutung zu sein.“¹⁶³

¹⁶⁰ Michael Mitterauer (wie Anmerkung 137), S. 37.

¹⁶¹ Interview am 8. Mai 2007

¹⁶² Ute Planert: Nationalismus und weibliche Politik. Zur Einführung: In: dies. (Hg.). Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne. Frankfurt/Main 2000, S. 39ff.

¹⁶³ Elizabeth A. Drummond (wie Anmerkung 60), S. 147.

Viele empirische Studien zeigen, dass Männer als Akteure im Mittelpunkt des analytischen Interesses stehen. Angenommen wird, „dass dies zu Recht der Fall ist, weil sie es sind, die die Entscheidungen treffen, die mit ihrem Denken und Handeln den Gang der Ereignisse bestimmen, weil sie es sind, die Politik machen, während die Frauen im häuslichen Abseits stehen.“¹⁶⁴

In den Gemeinden Ringelsdorf und auch in Niederabsdorf waren immer nur Männer in der Gemeindevertretung. Erst seit der letzten Wahl gibt es sowohl in Ringelsdorf als auch in Niederabsdorf je eine Frau im Gemeinderat.

Frauenarbeit in industrialisierten Gesellschaften hat einen ganz anderen Stellenwert als im Zeitalter vorherrschender Familienwirtschaft. Durch die Trennung von Wohnung und Arbeitsplatz bedeutet sie in viel höherem Maße Zugang zur Öffentlichkeit. Diesen Zugang zu finden ist im Hinblick auf die familiäre Isolation für viele Frauen zunehmend wichtig geworden. Freilich erscheint es unwahrscheinlich, dass allein der Umstand vermehrter Erwerbstätigkeit von Frauen zu wesentlichen Änderungen an tradierten Wertmustern beiträgt und den Status der Frau in einer noch immer stark von männlichem Denken geprägter Gesellschaften verbessert.¹⁶⁵

Die sehr wechselhafte und in den letzten hundert Jahren durch zwei Großkriege gekennzeichnete Arbeitssituation in der Landwirtschaft hat jedoch bewiesen, dass Frauen ebenfalls in der Lage und bereit sind, diese Männerarbeiten zu bewältigen. Frauen waren immer bereit oder gezwungen, Männerarbeit zu leisten. Es gibt aber keine verbrieften Dokumente oder Erinnerungen, dass Männer aufgrund von Frauenmangel typische Frauenarbeit übernommen hätten.¹⁶⁶

¹⁶⁴ Mona Singer (wie Anmerkung 4), S. 99.

¹⁶⁵ Michael Mitterauer (wie Anmerkung 137), S. 38f.

¹⁶⁶ Franz Severin Berger/Christiane Holer (wie Anmerkung 153). S. 163ff.

8 Schule und Kirche

Wichtig für den Staat ist die Sprache als Unterrichts- und als Amtssprache. „Ihm geht es um’ Amt und Schule’, wie Polen, Tschechen und Slowenen nicht müde wurden, schon seit 1848 zu wiederholen.“¹⁶⁷ Nach Hobsbawm geht es darum, in welcher Sprache der Unterricht gehalten werden soll, um die Sprache in der in Gemeinden protokolliert wurde, um die Sprache von amtlichen Formularen.¹⁶⁸ In beiden Gemeinden sind sowohl Gemeinde- als auch Pfarrprotokolle, in die Einsicht genommen wurde, ab dem Ende des 19. Jahrhunderts in Deutsch verfasst.

8.1 Die Schule

Für Feischmidt gehören Schulen und Universitäten zu den wichtigsten Institutionen des modernen Nationalstaates. Ihre primäre Rolle besteht darin, Wissen und die mit dem Wissen in Zusammenhang stehenden Vorteile unter den Mitgliedern der Gesellschaft verteilen.

„Die Schulpflicht integriert die Mitglieder der Gesellschaft und tut all dies mit Hilfe eines gemeinsamen Bestandes an Wissen und einer gemeinsamen Sprache und Kultur. Der liberale Nationalstaat machte, geleitet von der Idee der Chancengleichheit, die Aneignung einer einzigen ‚nationalen Kultur’ für jeden Bürger verpflichtend. Dies war oftmals sogar – besonders durch die offizielle Sprache, die im Schulunterricht verwendet wurde – Voraussetzung zur Aneignung anderer Kenntnisse und zur gesellschaftlichen Integration.“¹⁶⁹

Die Schule ist von elementarer Bedeutung für die Determinierung des Denkens und Handelns und für das Einordnen des Selbst zum Anderen. Aus diesem anerzogenen Wissen lernen wir unseren eigenen Status einzuschätzen, unsere Umwelt positiv und negativ zu bewerten und uns im speziellen Umgang mit verschiedenen Menschen bewegen. Die Gruppenzugehörigkeit ist Ausdruck des

¹⁶⁷ Eric J.Hobsbawm (wie Anmerkung 38), S. 115.

¹⁶⁸ Ebd.

¹⁶⁹ Margit Feischmidt wie Anmerkung 30), S. 143.

menschlichen Bedürfnisses nach Zuordnung zu anderen Individuen, die ähnliche Normen und Werte erfahren haben.¹⁷⁰

Das Schaffen der institutionalen Eigenständigkeit im Bereich des Bildungswesens ist für Minderheiten eine der wichtigsten Zielsetzungen im Kampf um Anerkennung. Bei den SlowakInnen fehlten sowohl Schulen als auch jegliche institutionelle Unterstützung vonseiten des Heimatlandes. Ethnische Institutionalisierung im Bereich des Bildungswesens bedeutet auch Macht. Denn durch sie entzieht die Elite der ethnischen Gruppe dem Staat bestimmte Befugnisse und stellt eines der Hauptinstrumente der Herausbildung von Identität unter ihre Kontrolle.¹⁷¹

Ein anderer wichtiger Bezugspunkt, der die gesellschaftlichen Beziehungen unmittelbar bestimmt, ist der Sprachunterricht. Genauer gesagt, in welchem Erfolg sich die Ringelsdorfer SchülerInnen die deutsche Sprache aneignen. Es wird vorausgesetzt, dass jedes Kind deutsch auf muttersprachlichem Niveau spricht. Auch wenn die Amtssprache und auch der Unterricht in der Schule deutsch waren, blieb die Sprachkompetenz der Ringelsdorfer SchülerInnen hinter jenen zurück, deren Muttersprache deutsch war und die in Niederabsdorf aufgewachsen sind.

Herr N8:

Da habens ja gesagt, also der X hat immer wollen Heimatforschung machen. Der will unbedingt haben dass er herauskriegt, dass Ringelsdorf älter ist wie Niederabsdorf. Der X ist immer forschen und forschen gegangen und in Mistelbach ist gestanden: Ringelsdorf, die wohnen in Erdlöchern und sie sind der deutschen Sprache nicht mächtig.¹⁷²

¹⁷⁰ Peter Hölzerkopf: Grenzen im Kopf. In: Utz Jeggle (Hg.): Zur Grenze. Ethnographische Skizzen. Tübingen 1991, S. 63.

¹⁷¹ Margit Feischmidt (wie Anmerkung 30), S. 144.

¹⁷² Interview am 14. Mai 2007.

In einem Gespräch meint Herr N:

Die Ringelsdorfer haben ja nicht deutsch können, deshalb ist auch schon 1916 dort der Kindergarten gegründet worden, damit, wenn sie in die Schule gehen, sie deutsch können.

Tatsächlich ist der Kindergarten bereits 1914 eröffnet worden und beim Lehrer und Heimatforscher Josef Glier, heißt es:

„Die Bewohner, ein gutmütiges religiöses Völkchen, sprechen slawisch und deutsch. Ein Theil der hier sehr zahlreichen Tagelöhner wohnt in Erdhöhlen, die sie in einer Bodenausschwellung gegraben haben und werden die Eingänge durch Rohmatten gegen Wind und Wetter zu schützen gesucht. Einrichtungsgegenstände kennen diese Leute nicht. Die Lagerstätte besteht aus angehäuftem Stroh und Lumpen [...] Die Kinder besuchen die 3-klassige Volksschule des Ortes. Ein Theil der Schüler ist beim Eintritt in die Schule der deutschen Sprache nicht mächtig, die Unterrichtserteilung daher eine erschwerte. Die Kinder zeichnen sich durch besondere Fassungskraft aus und haben beim Schulaustritt die deutsche Sprache in vollkommener Weise erlernt, was umso wichtiger und notwendiger ist, als die Bewohner Ringelsdorf's in ihrem ganzen Verkehre auf die ganz deutsche Umgebung angewiesen sind.“¹⁷³

In diesen Schilderungen wird deutlich, wie gesellschaftliche Sachverhalte vereinfacht und in typischen Bildern dargestellt werden. Es ist erkennbar, wie Bilder im Kopf Vorstellungen von uns selbst und den Anderen prägen, wie Abgrenzungen nach Außen hergestellt werden. Zur Selbstbeschreibung werden jene Merkmale ausgewählt, die die eigene Besonderheit und Größe hervorheben, an denen andere Kulturen gemessen und daher gering eingeschätzt werden können.

¹⁷³ Glier Josef: Der politische Bezirk Mistelbach. Mistelbach 1889.

Zu den sprachlichen Problemen befragt, meinte Frau R5:

*Wir durften ja nicht slowakisch reden. Die Eltern haben schon slowakisch geredet. Aber wir Kinder durften nicht wegen der Schule. Du musst ja schreiben ordentlich.*¹⁷⁴

Die RingelsdorferInnen sprechen nicht gern davon, dass sie beim Schuleintritt Sprachprobleme hatten. Sie erzählen, dass ihre Eltern zwar slowakisch geredet haben, mit den Kindern aber nur deutsch.

Ausschlaggebend für die Situation war die deutsche Schulpolitik. Ab 1880 traten die Schulvereine in Erscheinung. Sie wurden als Schulerhalter in nationalen Problemzonen - neben den Turnvereinen - die wichtigsten Träger des Nationalitätenkampfes. Der deutsche Schulverein rief zur Hilfe für „tausende Kinder deutscher Eltern an unseren Nationalitätengrenzen und auf dem Gebiet mit gemischtsprachiger Bevölkerung ohne deutsche Schulen auf, die so dem deutschen Volk verloren gehen.“ Die deutschen Minderheiten seien von ihren eigenen Landsleuten preisgegeben und gezwungen zuzulassen, dass ihre eigenen Kinder ihre Muttersprache vergessen und Slawen werden.¹⁷⁵

Karl Freiherr von Czoernig, Direktor des K.K. statistischen Bureaus, erfasste in seinem Werk über die „Ethnographie der österreichischen Monarchie“ die Verbreitung und Dichte der einzelnen Nationen, um eine Grundlage für die Administration zu schaffen. Er schreibt:

„[...] seit dieser Zeit, wo deutsche Schulen in den bezüglichen Orten entstanden, haben sie auch die deutsche Sprache gelernt.“¹⁷⁶

In Ringelsdorf kaufte der Deutsche Schulverein Südmark 1912 die Knopfdrechserei Oberndorfer, die nach dem Tod des Inhabers zusperren musste,

¹⁷⁴ Interview am 1. Mai 2007.

¹⁷⁵ Frantisek Svatek: Tschechischer und deutscher Nationalismus. In: Andreas Komlosy (Hg.): Kulturen an der Grenze. Waldviertel, Weinviertel, Südböhmen, Südmähren. Wien 1995, S. 239.

¹⁷⁶ Czoernig Karl: Ethnographie der österreichischen Monarchie. II. Band. Wien 1857, S. 138.

und errichtete einen Kindergarten. 1914 nahm dieser mit den Kindern des Geburtsjahrganges 1909 den Betrieb auf.¹⁷⁷

Der Druck, der auf die nicht deutschsprachige Bevölkerung in Ringelsdorf ausgeübt wurde, lässt sich mit Zahlen belegen. Bekannten sich 1883 noch 1000 Personen zur slawischen Umgangssprache¹⁷⁸, so waren es 1890 nur mehr 91.¹⁷⁹

In einem Staatswesen, in dem de facto – nicht de jure – die deutsche Sprache Staatssprache war, in dem die höchst industrialisierten Gebiete die deutschen waren und in dem das Zentrum in einem deutschen Kronland lag, bedeutete die Kenntnis der deutschen Sprache zahlreiche soziale Vorteile. Noch immer war sozialer Aufstieg praktisch mit dem Übergang zur deutschen Sprachgruppe und des Weiteren oft genug mit Übergang zu einem deutschen Nationalbewusstsein identisch.

Das Schulsystem hatte und hat bei den Schülern für deren Erwachsenenzeit vorsorglich Loyalität aufzubauen – Loyalität zum Herrscherhaus, zum Staat. Dazu diente – neben der allgemeinen Loyalitäts-Orientierung am Herrscher – im 19. Jahrhundert ein spezielles Unterrichtsfach, die „Vaterlandskunde“, nach 1867 „österreich-ungarische Vaterlandskunde“, betreut von Geschichte und Geographie. Die entsprechenden Lehrbücher boten einen knappen Abriss der Länderkunde und der historischen Entwicklung der Monarchie, seit 1908 ergänzt durch die knappe „Bürgerkunde“.¹⁸⁰ Unter dem Titel Geschichte wurden meist nur die wichtigsten nationalen historischen Mythen vermittelt.¹⁸¹

¹⁷⁷ Festschrift zur Markterhebung und Wappenverleihung Ringelsdorf – Niederabsdorf. 3. August 1986, S. 16.

¹⁷⁸ Niederösterreichische Landesbibliothek: Special – Orts – Repertorium von Nieder-Österreich. Herausgegeben von der K.K. Statistischen Central-Commission. Wien 1883, S. 84f.

¹⁷⁹ Niederösterreichische Landesbibliothek: Special – Orts – Repertorium von Nieder-Österreich. Neubearbeitung auf Grund der Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1890. Herausgegeben von der K.K. Statistischen Central-Commission. Wien. 1892, S. 110f.

¹⁸⁰ Helmut Engelbrecht: Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs 4: Von 1848 bis zum Ende der Monarchie. Wien 1986, S. 157f.

Die Schule der Ersten Republik hatte primär Gesamtdeutsches anzubieten. Literatur und Geschichte konzentrierten sich auf die Weimarer Klassik und die Reichsgeschichte – sowohl als Geschichte des alten Reiches wie auch des Bismarck-Reiches. Der bedeutende sozialdemokratische Schulreformer Otto Glöckl hielt 1919 in einem Erlass fest:

„[...] dass wir in Zukunft die Geschichte unserer Heimat wieder mehr als bisher als einen Teil der Geschichte Deutschland überhaupt darstellen. Die heranwachsende Jugend soll ihre Heimat als ein deutsches Land auch geschichtlich kennen und schätzen, sie soll auch auf Grund der Geschichte ihr Volk und Gebiet als untrennbar verknüpft empfinden mit dem gesamten Deutschtum.“¹⁸²

In einem Vortrag vor den LehramtsanwärterInnen für Mittelschulen erklärt Dr. Oskar Benda den Geist, in dem die zukünftigen LehrerInnen wirken und die österreichische Jugend erziehen und damit an der deutschen, an der abendländischen Zukunft bauen sollen und worauf es ankommt:

„[...] auf die Erkenntnis vor allem jener Gehalte, in denen das österreichische Volkstum seine ursprüngliche Deutschheit offenbart und die daher als heiliges Vermächtnis einer großen Vergangenheit zu hüten für uns Schicksal und Aufgabe ist. Denn wahre Deutschheit ist, wie wir gesehen haben, zuinnerst Menschliebe, Verpflichtung an die ewigen Gesetze der Wahrheit und Güte, Bereitschaft zur Ich-Entäußerung, Wirklichkeitssinn, Maß und Form.“¹⁸³

Mit den Inhalten des Unterrichts wurden auch politische Einstellungen vermittelt. Diese latente unterschwellige „politische Bildung“ prägte die Kinder ebenso wie das bewusst Gelernte. Politische Einstellungen lernten die Kinder nicht nur durch die Lerninhalte, sondern auch durch die Äußerungen und Verhaltensweisen der

¹⁸¹ Margit Feischmidt (wie Anmerkung 30), S. 146.

¹⁸² Herbert Dachs: Schule und Politik. Die politische Erziehung an den österreichischen Schulen 1918 bis 1938. Wien/München 1982, S. 62.

¹⁸³ Oskar Benda: Erziehung und Bildung in österreichischem Geist. Schriften des Pädagogischen Institutes der Stadt Wien. Wien/Leipzig 1936, S. 28.

LehrerInnen. Der Heimatforscher Schultes, der Lehrer und Schuldirektor in Hohenau war, schreibt 1937 in einem kurzen Aufsatz, in dem ein Gespräch zwischen zwei Hohenauern wiedergegeben wird:

„Den Alten ist ja das Slawischsprechen nicht übelzunehmen. Sie sind in seinem Gebrauch aufgewachsen ein langes Leben lang, die ändern sich nicht mehr, aber die jungen werden nicht störrisch sein, wenn man sie mit Vorsicht und klugem Takt zur Einsicht bringt, dass ihnen keine Wahl bleibt.“¹⁸⁴

Derartige, nebenbei eingestreute Bemerkungen der LehrerInnen vermittelten bestimmte Vorstellungen. Auch spiegeln sich in ihren Handlungsweisen die Nationalitätenkonflikte wider. Meine InterviewpartnerInnen berichteten von einem deutschnational eingestellten Lehrer, der in den 1920er und 1930er Jahren die Ringelsdorfer Kinder schwer benachteiligte, während er Niederabsdorfer Bauernkinder bevorzugte. Es war in der Zeit Hitlers außerdem absolut verboten, slowakisch zu sprechen. Die GesprächspartnerInnen aus Ringelsdorf vermeiden es, von dieser Zeit zu sprechen.

Die Kinder gingen in die 8-klassige Volksschule. Bei größeren Bauern blieben die Töchter bis zu ihrer Verheiratung auf dem Hof und arbeiteten in der Landwirtschaft mit. Am stärksten waren die Mittelbauern auf die Unterstützung durch ihre Kinder angewiesen; die Großbauern hatten mehr Geld, hier konnten die TagelöhnerInnen den Arbeitskräftebedarf abdecken. Bei den Kleinbauern verließen die Kinder bereits nach der Schule das Elternhaus, um sich im Dienst – die Mädchen - oder am Gutshof – die Burschen – zu verdienen.

Die Kinder wuchsen nebenbei auf, ihrer Erziehung wurde nicht als besondere Aufgabe betrachtet. Bei Bauern und Kleinhäuslern erfolgte vielfach keine bewusste Förderung des Kindes, denn „nicht seine Individualität, sondern seine Unterwerfung unter die ökonomischen und sozialen Zwänge und seine Anpassung

¹⁸⁴ Anton Schultes: Heimat an der Grenze. In: ders. (Hg.) Heimat an der Grenze. Hohenau 1937, S. 94f.

an die Erfordernisse der dörflichen Gesellschaft waren die obersten Erzielungsziele.“¹⁸⁵

Bewusste Erziehungsgrundsätze waren die Erziehung zu Gehorsam, Bescheidenheit, Frömmigkeit und Arbeitsamkeit. In Ihren Erzählungen beschreiben die GesprächspartnerInnen die Erziehung zur Arbeit recht ausführlich. Auf den Häuslerfamilien lastete ein starker ökonomischer Druck, der die Arbeit von Kindern existentiell notwendig machte. Häuslerkinder lernten von klein auf ihre Rolle als Arbeitskraft, es war ihnen selbstverständlich, dass sie mithelfen.

Herr N3.:

Früher haben die Kinder überall mithelfen müssen. In der Landwirtschaft, bei den kleinen Geschäftsleuten, die da waren: Schuster, Schneider... Und jeder hat eine kleine Landwirtschaft gehabt und jeder hat ein paar Äcker dazu gehabt. An einem Donnerstag war immer frei, wahrscheinlich dass die Kinder daheim helfen können. Im Sommer hab ich als Schulkind am Gutshof gearbeitet und hab so einige Schilling verdient. Meine Mutter hat sich immer sehr gefreut, wenn ich das Geld nach Haus gebracht habe. Und ich mich natürlich auch. Nach der Schule sind die meisten Kinder nach Wien gegangen, damit sie aus der Kost kommen, weil die Kost hat damals schon eine Rolle gespielt.¹⁸⁶

Es erschien auch nicht als sinnvoll, Frauen eine berufliche Ausbildung zukommen zu lassen.

Herr N3 erzählt:

Was brauchst deine Tochter studieren lassen, haben alle gesagt. Das kost nur einen Haufen Geld und bringt nichts. Weil die heirat und dann ist das ein

¹⁸⁵ Hildegard Hetzer/Georg Morgenstern: Kind und Jugendlicher auf dem Lande. Lindau 1952. S. 57.

¹⁸⁶ Interview am 5. Mai 2007.

hinausgeschmissenes Geld.“¹⁸⁷

Er hatte, als einer der ersten in Niederabsdorf, in den 1950er Jahren seine Tochter nach Wien in die Handelsakademie geschickt. Allerdings wurde sein Vorhaben durch die LehrerInnen der Hauptschule und durch den Pfarrer des Ortes unterstützt. Was den „Haufen Geld“ betraf, den die Ausbildung kostete, war der Vorbehalt nicht unberechtigt.

Es gab damals keine Förderungen, keine Unterstützungen. Das Internat und die Schule haben den halben Lohn aufgeessen. Wir waren damals gezwungen, die kleine Landwirtschaft weiter zu betreiben. Denn mit dem, was da herausgeschaut hat, haben wir gelebt und ein bissl eine Zubuße gehabt. Jetzt ist es viel leichter, die Kinder in eine Schule zu schicken. Nicht nur dass es Beihilfen gibt, es gibt auch viele Schulen mit Matura in der Umgebung: in Gänserndorf, in Mistelbach und alles kannst mit dem Autobus oder dem Zug erreichen. Da kannst auch zu Hause wohnen. Das war früher nicht so. Jetzt gibt's im Ort viele die Matura habe, und auch viele die ein Studium haben. Es sind auch viele Bauernkinder, da will keiner mehr die Wirtschaft übernehmen. Aber auch von denen, die früher sehr arm waren, machen die Kinder Schulen. Einige wohnen in Niederabsdorf und pendeln jeden Tag nach Wien oder Gänserndorf, wo sie halt eine Arbeitsmöglichkeit haben. Die meisten wohnen aber nicht mehr da, weil da ist ja nichts. ¹⁸⁸

Herr N9, der täglich von Niederabsdorf nach Gänserndorf in die Mittelschule pendelte erzählt:

Die Ringelsdorfer Kinder besuchten schon früher als die Niederabsdorfer Kinder weiterbildende Mittelschulen. Viele wurden Lehrer oder studierten in Wien. In Niederabsdorf war das erst Jahre später der Fall. Aber es waren in erster Linie Buben, die höhere Schulen besuchten, an Mädchen kann ich mich nicht

¹⁸⁷ Ebd.

¹⁸⁸ Interview am 5. Mai 2007.

*erinnern.*¹⁸⁹

Als Beispiel führt er den Landtagspräsidenten von Niederösterreich, Edmund Freibauer, einen gebürtigen Ringelsdorfer an. Er entstammte einer armen, vielköpfigen Familie, studierte in Wien und war Mittelschullehrer, bevor er in die Politik wechselte.

Der überwiegende Teil der bäuerlichen Eltern nahm jedoch gegenüber der Schule eine gleichgültige Haltung ein. Mit der Eingliederung der Kinder in die Schule fiel eine zusätzliche Arbeitskraft der Familie partiell weg. Für das zukünftige Leben hatte eine über die elementaren Grundkenntnisse hinausgehende Schulbildung keinerlei Wert. Für die spätere Arbeit im landwirtschaftlichen Bereich benötigte man kaum mehr als Schreib- Lese- und Rechenkenntnisse.

Die Erkenntnis, dass sozialer Aufstieg nicht nur mit der Sprache, sondern auch mit Bildung verbunden ist, dürfte allerdings in Ringelsdorf schon früh erkannt worden sein.

Herr R.2:

*Von unseren drei Söhnen haben zwei die HTL besucht, der dritte hat einen Beruf gelernt. Keiner wohnt in Ringelsdorf. Es gibt ja hier keine Arbeitsmöglichkeit.*¹⁹⁰

Frau R.8:

*Mein Sohn hat die Landwirtschaft übernommen, vorher hat er den landwirtschaftlichen Meister in Hollabrunn gemacht, in der heutigen Zeit braucht auch ein Bauer eine Ausbildung.. Von meinen zwei Töchtern ist eine Lehrerin, die zweite hat die Handelsakademie in Wien besucht. Keine wohnt in Ringelsdorf.*¹⁹¹

Ein thematischer Kreis sind Erinnerungen an Spiele und das Milieu der Gasse. Neben gegenseitigen Neckereien und Streitereien waren es alltägliche Situationen

¹⁸⁹ Interview am 5. Juni 2007.

¹⁹⁰ Interview am 1. Juni 2007.

¹⁹¹ Interview am 15. Mai 2007.

wo Kinder in Spielgruppen Spiele, Sprüche und Reime kannten und spielten. Gekaufte Spiele waren eine Rarität. SpielkameradInnen waren gleichaltrige Kinder, die Eltern waren von der schweren körperlichen Arbeit und den langen Arbeitstagen überlastet. Ihre kleinen Häuser bestanden meist nur aus zwei Räumen, einer Küche und einem Schlafraum. Deshalb war vor allem für Kinder aus unteren sozialen Schichten die Straße ein wichtiger Lebensraum und als Kommunikationsbereich von Bedeutung.

Herr N8, der im Unterort wohnte:

Die Gasse, in der ich gewohnt habe, war ja nur die Kotgasse früher. Und wenn es trocken war, nur lauter Staub da. Da haben wir Reifen treiben, Kugelscheiben gespielt, wo es halt gegangen ist. Jeder Bub hat eine Schleuder gehabt. Jetzt ist aber so viel Verkehr bereits, dass an Spielen auf der Straße nicht mehr zu denken ist. Schade, denn daran erinnere ich mich sehr gern. Zu Hause war ja wenig Platz, auf der Straße fühlten wir uns frei.¹⁹²

In beiden Gemeinden waren diese „Spielstraßen“ streng hierarchisch nach Ober- und Unterort getrennt. Denn die von „Oben“ durften mit den Kindern des Gesindels von „Unten“ nicht spielen.

Frau R5, wohnte ober dem Herrschaftsberg:

Für mich war es streng verboten, unter den Herrschaftsberg zu gehen. Meine Freunde waren alle von heroben.¹⁹³

Herr N9:

Meine Freunde waren alle vom Oberort. Es gab kaum Kontakte mit den Kindern vom Unterort. Am ärmsten waren die Kinder vom Ziegelofen. Sie wurden in der Schule vom Lehrer und vom Pfarrer diskriminiert, mit denen wollte niemand

¹⁹² Interview am 8. Mai 2007.

¹⁹³ Interview am. 1. Mai 2007.

*Kontakt haben.*¹⁹⁴

Mit dem Satz „früher war das halt so“, der als Bestätigung und Argumentation in den Gesprächen immer wieder vorkommt, zeigt sich, dass in beiden Gemeinden die soziale Stellung der BewohnerInnen, sogar bei den Kindern, das Ausschlaggebende Element war.

¹⁹⁴ Interview am 5. Juni 2007.

8.2 Kirche

„Im Kern des alten Dorfes stand die Kirche, erhabener Mittelpunkt eines überschaubaren Gemeinwesens. Das galt nicht nur im religiösen Sinne, und ihre Glocke erreichte die Bewohner nicht nur als Gläubige, es galt für das ganze Gemeindeleben. Die Kirche bildete äußerlich den Siedlungskern, wie auch im inneren Bezug weitgehend das geistige, wirtschaftliche, rechtliche, soziale und brauchmäßige Zentrum des Lebens im Dorf.“¹⁹⁵

Weber-Kellermann zeigt auf, dass der Unterschied zwischen Bauern und TagelöhnerInnen auch in der Kirche geltend gemacht und respektiert wurde. Die Sitzplätze in der Kirche wurden durch eine Sitzordnung nach diesem Prinzip verteilt. Mit dem Sitzen während des Gottesdienstes verband sich gleichzeitig das soziale Sich-Absetzen von den Vertretern der anderen Stände, zumeist auch des anderen Geschlechts. Die guten Plätze waren in den ersten Reihen für die führenden Bauernfamilien reserviert. Nicht das egalisierende Sozialempfinden des Christentums war maßgebend, sondern das Prestigedenken der Dorfgesellschaft. Das Dorfdenken wurde in die Kirche, unter Zustimmung der Geistlichkeit, verpflanzt.¹⁹⁶ Dazu kam die Geschlechterordnung, auf der linken Seite saßen die Frauen, auf der rechten die Männer.

„Die bewusste und normierte Differenzierung der Dorfgesellschaft, die darin zum Ausdruck kam und sich dem christlichen Gleichheitsverständnis überlegen erwies, dürfte jedoch dem allgemeinen bäuerlichen Rangordnungsdenken entsprochen haben.“¹⁹⁷

Frau N4 erinnert sich:

Meine Mutter hatte noch in den 60er Jahren ihren Sitzplatz in der Kirche. Den musste man bezahlen und außerdem musste man mit dem Pfarrer gut sein, damit er den Stuhl nicht an jemand anderen vergibt. Aber das wurde von allen

¹⁹⁵ Weber Kellermann (wie Anmerkung 102), S. 97.

¹⁹⁶ Ebd. S.82f.

¹⁹⁷ Ebd. S. 84.

*respektiert. Es wäre niemandem eingefallen, sich auf den Platz zu setzen. Erst ungefähr zehn Minuten nach Beginn der Messe, wenn der Platz noch frei war, durfte man sich dorthin setzen. Obwohl keine Namen angeschrieben waren wusste jeder, wem der Platz gehört.*¹⁹⁸

Autoritäten in den Gemeinden waren Lehrer, Bürgermeister und Pfarrer. Besonders in Niederabsdorf galt die Stellung des Pfarrers in der Gemeindehierarchie als vorrangig.

Herr N3:

*Der Pfarrer hatte früher eine Machtposition. Da waren der Bürgermeister, der Oberlehrer und der Pfarrer. Aber den meisten Einfluss hatte der Pfarrer. Der wusste ja viel. Einerseits aus der Pfarrchronik und auch aus den Tauf- und Sterberegistern. Da hatten wir einen Pfarrer, der Dinge, die ihm nicht passten, von der Kanzel predigte. Er musste gar keine Namen nennen, jeder wusste wen er meinte. Und davor haben sich die meisten gefürchtet. In der Schule wurde im Religionsunterricht immer gefragt, wer am Sonntag in der Kirche war. Kinder die nicht in der Kirche waren, wurden in der Schule schlechter behandelt. Unter dem Einfluss des Pfarrers behandelten auch die Lehrer diese Kinder meistens schlechter. Betroffen davon waren vor allem arme Kinder, wie die Kinder der Ziegelofenarbeiter. Die Bauernkinder gingen ja sowieso immer in die Kirche.*¹⁹⁹

Wichtig war für den Pfarrer auch, wer die Lehrerstelle im Ort bekam. Im Pfarrprotokoll des Jahres 1921 in Niederabsdorf ist vermerkt:

„Nach dem Tod des Schulleiters Karl Trost bekam der Oberlehrerstelle Leopold Piringer, Schulleiter von Erdpress, ein ausgesprochen christlicher Lehrer, was für die Bevölkerung eine Wohltat ist.“²⁰⁰

¹⁹⁸ Interview am 5. Mai 2007

¹⁹⁹ Interview am 5. Mai 2007.

²⁰⁰ Pfarrprotokoll Niederabsdorf 1921.

Der Pfarrer von Ringelsdorf schreibt 1926:

„Es gab einen harten Kampf mit den Sozialdemokraten bei der Reihung der Bewerber um die Oberlehrerstelle bei der hiesigen 5kl. Volksschule. Mit Gottes Hilfe wurde bei Bezirks u. Landesschulrate der christl. Lehrer von Atzgersdorf zum Oberlehrer für Ringelsdorfer Schule ernannt. (Ein christl. Oberlehrer ist wichtiger für die ganze Gemeinde als ein Bürgermeister). Der frühere „rote“ Oberlehrer ging Ende Jänner in den Ruhestand – von der christl. Bevölkerung wurde demselben keine Abschiedsfeier bereitet.“²⁰¹

Aus den Pfarrprotokollen ist zu schließen, dass die Stellung des Pfarrers in Ringelsdorf nicht in dem Maße fundamntiert war wie in Niederabsdorf. Vor allem mit der Sozialdemokratie dürfte es mit dem amtierenden Pfarrer oft zu Meinungsverschiedenheiten gekommen sein. Er beschwert sich auch über den sozialdemokratischen Bürgermeister, der für die Kirche nichts übrig habe. Sehr emotional wird immer von den Wahlergebnissen berichtet. 1907 erhielt der sozialdemokratische Kandidat der Gemeinde 103 Stimmen, der christlich soziale 162 Stimmen:

„In 4 Predigten, teils vor teils nach der Wahl, setzte ich den Leuten die gefährlichen Lehren der Sozialdemokratie auseinander und brandmarkte ihr wüstes Treiben beim Wirte Toch. Noch in der letzten Predigt des Jahres 1907 machte ich sie darauf aufmerksam wie wenig Ruhm das überaus traurige Wahlergebnis den Ringelsdorfern bei den Bewohnern der Umgegend eintrug.“²⁰²

„ Am 24. April 1927 waren die Wahlen in den Nationalrat [...] Das Ergebnis der Wahlen in unserer Gemeinde war viel günstiger als im Jahr 1925 um 9 Stimmen mehr als bei der letzten Wahl [...]Es wurde gut gearbeitet, es fehlten den christlichen Wählern nur 10 Stimmen, da hätten wir die Sozialdemokraten überflügelt – hoffen wir, dass auch bei uns die rote Garde verschwinden wird.“²⁰³

²⁰¹ Pfarrprotokoll Ringelsdorf 1926.

²⁰² Ebd. 1907.

²⁰³ Ebd. 1927.

Die aufstrebende Sozialdemokratie war nicht nur ein Dorn im Auge der örtlichen Bauern, sondern besonders von den Pfarrern beider Gemeinden. Für den Aufschwung der Sozialdemokratie machten sie vor allem die Eisenbahner verantwortlich. In den Pfarrprotokollen ist zu lesen:

„Der größte Krebschaden für die Gemeinde sind die vielen Eisenbahner, die fast alle rot gesinnt sind. Die Fabriksarbeiter verdienen über 8 u. 9 und einige über 10.000 Kronen, die wieder so leicht hinausgeworfen werden. Eine allgemeine Sittenverwilderung, Genussucht u. Glaubenslosigkeit oder besser gesagt Gleichgültigkeit in Bezug auf Religion sind die Folgen des unglücklichen Krieges. Sittenverwilderung, der weisse Tod. Konstatiert wurden 18 Fälle im Laufe von ½ Jahr durch den Arzt.“²⁰⁴

„Juniwahl in der Gemeindevertretung: Durch die Bahn bekam unsere Ortschaft Sozialdemokraten. Jeder wird zur Bahn aufgenommen, muß aber ein Sozialdemokrat werden. Die sozialdemokratische Partei versteht ihre Sache sehr gut. Die Eisenbahner bekommen einen großen Taglohn für wenig Arbeit und viel freie Zeit. In den Konsumvereinen bekommen sie alles und bedeutend billiger. Das ist die Lockspeise. Solange dies bestehen wird, gehen immer mehr Leute zur Bahn und die sozialdemokratische Partei wird immer stärker.“²⁰⁵

Die Pfarrer der Gemeinden haben sich immer ganz offen zur christlich-sozialen Partei bekannt. Vom Niederabsdorfer Pfarrer wird erzählt, dass er noch in den 1950er Jahren vor Wahlen von der Kanzel für die ÖVP geworben hat, obwohl in dieser Zeit bereits die Sozialdemokraten die Mehrheit hatten. Aber sein Einfluss in der Gemeinde war noch immer sehr groß.

Aufgrund des oft mangelnden Interesses der Eltern an der Bildung ihrer Kinder und auch durch fehlende Möglichkeiten gab es für einen begabten Knaben im Dorf oft kaum eine andere Perspektive als Pfarrer zu werden. In katholischen

²⁰⁴ Pfarrprotokoll Ringelsdorf 1921.

²⁰⁵ Pfarrprotokoll Niederabsdorf 1918.

Pfarrern hatte das Geistlichwerden einen sehr hohen Rang.²⁰⁶ In ärmeren Familien war dies für den Sohn meist die einzige Chance, das Gymnasium zu besuchen.

Herr N9, der in Wien lebt und die im Ort lebende Schwester öfter besucht, erzählt:

Mein Vater starb als ich acht Jahre alt war. Meine Mutter, eine sehr fromme Frau, stand stark unter dem Einfluss des Pfarrers. Dieser schlug vor, als ich zehn Jahre alt war, mich ins Priesterseminar nach Hollabrunn zu schicken. Ohne mit mir vorher zu reden oder mich zu informieren, stimmte meine Mutter zu und ich kam nach Hollabrunn. Dort fragte man mich im Aufnahmegespräch, was ich einmal werden wollte. Eisenbahner, sagte ich, wie mein Vater. Da schickte man mich wieder nach Hause. Der Pfarrer war noch monatelang böse auf mich. Ich ging dann in Gänserndorf ins Gymnasium. Ich fuhr jeden Tag mit dem Zug, als Eisenbahnerkind musste ich ja nichts zahlen. Und auch das spielte eine große Rolle, denn meine Mutter hatte nur eine kleine Witwenpension.²⁰⁷

Die katholische Kirche versuchte auch, ihre Gläubigen durch aktive Teilnahme am religiösen Geschehen einzubinden. Dies wird besonders bei Wallfahrten deutlich, die zugleich eine Art von ländlichem Urlaub darstellten. Nach der Heimkehr gab es viel zu erzählen, manches Erinnerungsstück steckte im Reisegepäck, das auf lange Zeit das Gedächtnis an die Wallfahrt wach hielt, schreibt Weber-Kellermann.²⁰⁸

Die westslowakischen Wallfahrtsorte waren von großer religiöser und nationaler Bedeutung für die SlowakInnen. In der Slowakei wurde vor allem Maria Schoßberg besucht. In Gesprächen wird berichtet, dass die RingelsdorferInnen die Gebete noch bis vor den Zweiten Weltkrieg slowakisch gesprochen haben. Aber es gab auch umgekehrte Wallfahrtsbewegungen aus der Slowakei nach Maria Moos in Zistersdorf und nach Maria Bründl bei Poysdorf. Die Wallfahrtsorte spielten eine bedeutende Rolle für den kulturellen Austausch, der nicht nur für die

²⁰⁶ Ingeborg Weber Kellermann (wie Anmerkung 102), S. 85.

²⁰⁷ Interview am 5. Juni 2007.

²⁰⁸ Ingeborg Weber-Kellermann (wie Anmerkung 102), S. 89.

slowakische Volksgruppe, sondern auch für SlowakInnen und ÖsterreicherInnen von Bedeutung war.²⁰⁹

Frau N4:

Wenn wir Wallfahren warn, sind wir mit den Pferden gefahren. Ich hab vorher gekocht, einmal hab ich einen Kaiserschmarrn mitgenommen, und zu trinken hatten wir auch immer etwas dabei. Das war nach Maria Bründl, das war ja weiter weg, das war gleich ein Tagesausflug. Nach Maria Moos, in Zistersdorf, sind wir zu Fuß gegangen, das ist ja nur sechs Kilometer weit. Das war auch ein Ausflug. Um die Kirche waren schon die Standln, da haben wir dann meistens Würstel gegessen und ein Andenken gekauft. Das war früher etwas ganz besonderes. Nach Haus gefahren sind wir von Zistersdorf meistens mit dem Zug.

Weber Kellermann betont den kommunikativen Sinn der gemeinsamen Pilgerreisen aus den engen Grenzen des Dorfes hinaus, deren Wirkung für die Dorfgesellschaft weit über den religiösen Zweck hinausging.²¹⁰

Ida Raming hinterfragt die durch Jahrhunderte nahezu unangefochtene patriarchalische Tradition der katholischen Kirche:

„Die Situation der Frau in der römisch-katholischen Kirche sowie auch die Haltung der kirchlichen Hierarchie zur Frau, wie sie in einschlägigen kirchenamtlichen Verlautbarungen zum Ausdruck kommt, sind von einer deutlichen Ambivalenz gekennzeichnet. Auf der einen Seite ist die Frau, wie bereits seit den Anfängen der christlichen Gemeinde, Adressantin der Glaubensverkündigung, hat sie Zugang zu den Sakramenten, z.B. Taufe und Abendmahl und ist damit aufgenommen in die Gemeinde der an Christus Glaubenden. In dieser Hinsicht ist sie dem Mann in keiner Weise nachgestellt. Auf der anderen Seite kann jedoch von einer Gleichstellung der Frau mit dem

²⁰⁹ Robert Letz: Die slowakischen Vereine in Wien und Niederösterreich (1870 - 1993). In: Emilia Hrabovec/Walter Reichel (Hg.): Die unbekannte Minderheit. Slowaken in Wien und Niederösterreich im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/Main 2005, S. 35-74.

²¹⁰ Weber Kellermann (wie Anmerkung 102), S. 90.

Mann in der katholischen Kirche als einer Institution mit einer gesellschaftlich greifbaren Struktur nicht die Rede sein, so dass eine deutliche Diskrepanz zwischen der Einheit und Gleichheit beider Geschlechter [...] und der Wertung und Stellung der Frau im sichtbaren Organismus der Kirche besteht.“²¹¹

Es ging vor allem um die Reinheit und Keuschheit nach dem Vorbild Mariens.

Frau N4:

Vor dem Heiraten schwanger sein, ein lediges Kind zu haben, war eine Schande. Der Pfarrer hat da schon seinen Einfluss geltend gemacht und hat dann auch gleich am Sonntag gepredigt. An Scheidung war sowieso nicht zu denken. Das war gar nicht möglich. Die Frauen waren ja von den Männern abhängig, da sie keinen Beruf und kein eigenes Einkommen hatten. Außerdem waren bei Problemen in der Ehe immer die Frauen schuld.

Diese Situation der Frau in der Kirche und ihre Abwertung ist vor dem Hintergrund der geschichtlichen Entwicklung und Tradition zu verstehen, die bis in die hebräische Bibel reicht und für das Geschlechterverhältnis in der Kirche bestimmend geworden ist, argumentiert Ida Raming. Bestimmte biblische Texte und ihre Rezeptionsgeschichte bildeten die Grundlage für eine Minderbewertung der Frau, die die ganze Kirchengeschichte durchzieht. Das Prinzip der Unterordnung der Frau in Ehe und Familie wird auf die christliche Gemeindeordnung ausgedehnt.²¹² Den katholischen Frauenverbänden war es „Hauptanliegen, Frauen durch ihren Glauben zu ihrer aufopferungsvollen Tätigkeit in Familie und Beruf zu rüsten [...] Frausein hieß in erster Linie Nachfolge Marias, deren Leben alle Formen und Phasen weiblicher Existenz umfasst.“²¹³

²¹¹ Ida Raming: Stellung der Frau in den christlichen Kirchen und Reformbestrebungen. In: Iris Müller/Ida Raming (Hg.): Aufbruch aus männlichen „Gottesordnungen“. Weinheim 1998. S. 43f.

²¹² Ebd. S. 48.

²¹³ Ebd. S. 68.

Die Konstruktion der Geschlechter wird ganz deutlich in der Mode. Kleidungsnormen betreffen Frauen um vieles restriktiver. Der Pfarrer von Ringelsdorf beschwert sich mit der Überschrift „Sitten“:

„Die weibliche Kleidermode hat wieder was neues hervorgebracht, nämlich tief ausgeschnittene Kleider auf der Brust, am Rücken, oder an beiden Körperteilen zugleich. Daß die neue Unanständigkeit in Ringelsdorf weit eher Eingang finden werde als anderswo am Lande, war vorauszusehen. Am Feste der allerheiligsten Dreifaltigkeit erschien als Vorläuferin der neuen Mode das Mädels Barbara Teschitz tief dekoltiert in der Kirche. Ich ließ ihr durch ihren Bruder sagen, dass ich sie, wenn sie noch einmal so unanständig angezogen in der Kirche erscheinen sollte, aus derselben hinausweisen lassen werde.“²¹⁴

Es ist zu beobachten, dass viele Frauen, vor allem in Niederabsdorf, aber auch teilweise in Ringelsdorf, am „Althergebrachten“ festhalten wollen. Sie wurden in der Schule und im Elternhaus religiös erzogen, zum Besuch der Messe angehalten, argumentieren sie. Viele von der Kirche aufgestellte Normen sind für sie selbstverständlich. Der Gottesdienstbesuch bedeutete für viele Familien in den Gemeinden eine der wichtigsten Freizeitbetätigungen denn, *„da kam man wenigstens einmal in der Woche aus dem Arbeitsgwand“* sagt Frau N4.²¹⁵

Vor allem Festtage wie Ostern, Weihnachten, Firmung, Erstkommunion, prägten sich den Kindern ein. Möglicherweise auch deshalb, weil sie genug zu essen, neue Kleider und auch Geschenke erhielten.

In den Gesprächen mit den Interviewpartnerinnen kam zum Ausdruck, dass es gewisse Regeln gebe, die einzuhalten sind. Sei es die Kleidung für die Kirche, seien es bestimmte Funktionen in der Kirche. Dies mag auch der Grund sein, dass die Frauen in den Gemeinden vor allem zuständig waren für das Putzen der Kirche, für den Blumenschmuck zu Ostern und an besonderen Festtagen wie Erstkommunion, als Tischmutter, die für den Kuchen und die Getränke zu sorgen

²¹⁴ Pfarrprotokoll Ringelsdorf 1909.

²¹⁵ Interview am 1. Mai 2007.

hatten. Erst in den letzten Jahren sind auch Frauen im Pfarrkirchenrat zu finden. Möglicherweise auch deshalb, weil sich immer weniger Männer für diese Tätigkeit finden. Denn besucht man die Heilige Messe in den Orten, so ist zu sehen, dass fast nur Frauen am Gottesdienst teilnehmen.

Wenn Weiblichkeit im nationalen Diskurs über Familie, Ehe und Fortpflanzung definiert wurde, so lässt sich in den Gesprächen erkennen, dass die Kirche davon nicht ausgeschlossen war.

9 Nachbarn und Grenzen

9.1 Grenzen

Der Begriff „Grenze“ im rechtlichen Sinn beschreibt in vielen Bedeutungsbereichen einen Ort, an dem sich zwei Gebiete oder Regionen, wie etwa staatliche Gebilde oder administrative Einheiten berühren.

Im Rahmen eines Forschungsprojektes wurden Personen gefragt, was sie mit dem Wort „Grenze“ assoziieren. Für viele Befragte war Grenze negativ besetzt und gleichbedeutend mit Aggression, das äußere Zeichen von Feindschaft und Misstrauen, Willkür, Kontrolle, nur Trennendes, nichts Verbindendes und Einschränkung der Bewegung. Ein junger Mann meinte, Grenzen schützen Eigenheiten und Traditionen, sollten aber neue Einflüsse durchlassen.²¹⁶ Die March erfüllt die Funktion als Grenze seit nahezu einem Jahrtausend und bildet somit eine der stabilsten Grenzen in dieser Region. Sie wurde im Lauf der österreich-ungarischen später der österreich-slowakischen Grenzgeschichte als Grenze in der Landschaft verankert.

Hielten die Jahrhunderte auch so manche kriegerische Heimsuchung bereit, so blieb die Marchgrenze in diesem Gebiet unangetastet. Als nach dem Ende des Ersten Weltkrieges der tschechoslowakische Außenminister Edvard Benes die Forderungen nach der Abtretung des rechten, also niederösterreichischen Marchufers stellte, wurde diesem Ansinnen auf der Pariser Friedenskonferenz nicht entsprochen. Argumentiert wurde mit der Jahrhunderte langen Siedlungskontinuität der an diesem Landstrich ansässigen Slawen, im Besonderen der Slowaken. Das Marchdelta, nördlich von Hohenau, welches ursprünglich auch zu Niederösterreich gehörte, gelangte allerdings in den Besitz der CSR.²¹⁷

²¹⁶ Almut Nonnemann: Assoziationen zur Grenze. In: Utz Jeggle (Hg.): Zur Grenze. Ethnographische Skizzen. Tübingen 1991, S 57–59.

²¹⁷ Walter Reichel (wie Anmerkung 77), S. 83-96.

Das heute ungebräuchliche Wort „Sprachgrenze“ gehörte im späten 19. Jahrhundert zum festen Vokabular des Nationalitätenkonfliktes und hatte einen durchaus kriegerischen Klang. Der entlang der Sprachgrenze – und um diese – geführte Krieg der Worte war alles andere als das harmlose Geplänkel nationalistischer Kleinbürger. Grabenkämpfe und Stellungskriege waren es zumeist, die der Sicherung oder Vermehrung des „nationalen“ Besitzstandes galten so Hanna Burger. Geführt wurden sie einerseits von den „volklichen Grenzlandverteidigern“ der nationalen deutschen Schul- und Schutzvereine, die in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts auszogen, von der drohenden „tschechischen Flut“, durch Errichtung von Privatschulen „deutsche“ Kinder vor „Slawisierung“ zu retten. Die Angst vor Überfremdung ließ das deutsche Schulvereinswesen von einem anfänglich defensiven, auf bloße Wahrnehmung des Besitzstandes bedachten, bald zu einem sehr aggressiven Vereinswesen werden.²¹⁸

Das auf diese Weise konstituierte „nationale Subjekt“ war seinem Wesen nach einsprachig und machte sich daran, alte gewachsene und kulturelle Bindungen zu zerstören. Dazu gehörten auch Unterrichts- und Erziehungsformen, die Mehrsprachigkeit zuließen oder förderten.

Auch Grenzen der Alltagserfahrung scheinen präzise gezogen. Hecken, Zäune und Mauern umgrenzen privates Eigentum und öffentlichen Grund. Grenze bedeutet auch im übertragenen Sinn: Bis hierhin und nicht weiter. Zur Idee der Grenze gehört es, dass sie unverrückbar und eindeutig ist. Diese Idee wird aber in der Realität nicht eingeholt. Dies gilt für alle Bereiche. Auch für die kulturelle Grenzziehungen: Sprach- und Dialektgrenzen, Konfessionsgrenzen, Grenzen von Bräuchen und anderen Ausdrucksformen von Volkskultur. Sie beeinflussen einander, stimmen aber höchst selten untereinander überein. Sie folgen auch selten den staatlichen Grenzlinien.²¹⁹

²¹⁸ Hanna Burger (wie Anmerkung 9), S. 204f.

²¹⁹ Hermann Bausinger: Kleiner Grenzverkehr. In: Utz Jeggle/Freddy Raphael (Hg.): Kleiner Grenzverkehr. Paris 1997, S. 4f.

9.2 Die Nachbarn: Eigen und Fremdbild

„Nachbarschaft ist nicht nur eine soziale Relation, das Miteinanderzutunhabenkönnen von Menschen, sondern sie bedeutet [eine] Relation aufgrund des gemeinsamen Raumes, den diese Menschen miteinander teilen“.²²⁰

Bei Nachbarschaft spielten Nähe und Abstand eine erhebliche Rolle. Einerseits soll zwischen Nachbarn die rechte Balance aus Nähe und Distanz herrschen, zum anderen soll Nachbarschaft eine Zuständigkeit umfassen, schreibt Schilling.²²¹

Für jede Gruppe sind Grenzziehungen relevant, ohne Grenzziehung nach Außen können sie nicht funktionieren. Und immer besteht die Gefahr, dass mit dem drohenden Schwund innerer Gemeinsamkeiten die Grenzen sich verselbständigen beziehungsweise die Grenzziehungen zum eigentlichen Modus werden, der die Gruppe aufrechterhält.

In meinen Interviews bat ich die GesprächspartnerInnen, mir ihr Leben zu erzählen, worauf eine persönliche Lebensgeschichte erfolgte. Im Laufe der Analyse der Interviews erkannte ich, dass es zahlreiche wiederkehrende Elemente gibt, die eingrenzen, wie in dieser Gesellschaft jemand über NiederabsdorferInnen oder RingelsdorferInnen sprechen oder denken kann. Diese wiederkehrenden Elemente sind in erster Linie ethnische Kategorien, die von stereotypen Vorstellungen darüber, wer NiederabsdorferIn, wer RingelsdorferIn ist, begleitet werden.

Ethnisches, beziehungsweise nationales Gruppenbewusstsein definiert sich über mehr oder weniger verbindliche Bilder von sich selber, genau so aber über die Bilder von den „anderen“. Von jenen Gruppen also, von denen man sich abhebt, die nicht dazugehören, die eben „anders“ sind. Die eigenen kulturellen Besonderheiten, Sprache, Geschichte, werden betont. Die Überschätzung oder

²²⁰ Heinz Schilling: Nachbarn und Nachbarschaften heute. In: ders. (Hg.): Nebenan und gegenüber. Nachbarn und Nachbarschaften heute. Frankfurt/Main 1997, S. 10.

²²¹ Ebd. S 12.

Verteidigung der eigenen Gruppe beziehungsweise Nation, verbindet sich mit dem Anspruch ihrer Höherwertigkeit. Andere Kulturen oder Nationen erscheinen minderwertiger oder schlechter.²²²

Hilde Spiel zitiert die im 19. Jahrhundert auf einem Marterl am Präbichl, dem steirischen Pass, der Vorder- und Innerberg (Eisenerz) verbindet, angebrachte Inschrift:

„Am 2. März 1854 sind hier von einem Schneelahn erschlagen worden 10 Leut und 5 Böhm.“²²³

Es ist dies ein klassischer Ausdruck von Ethnozentrismus. Immer sind ja die „eigenen“ die Menschen schlechthin, die „anderen“ sind eben etwas anderes – in diesem Falle „Böhm“.

Das Tschechenbild – und miteinbezogen das Bild der SlowakInnen – war ziemlich negativ geprägt. Man sah in ihnen die „Ziegelböhm“, die wenig geachteten Arbeiter. Die Hintergründe des oft unbewusst weitertradierten negativen Tschechenstereotyps liegen, nach Meinung Bruckmüllers, in der geringen Akzeptanz der Deutsch-Österreicher. Den Tschechen als die „Unteren“, die nach oben wollten, hat die Karikatur zahlreiche negative Kennzeichen gegeben: Sie waren klein, rundlich, hatten hässliche Gesichter, waren aber zahlreich. Man konnte sie also leicht „gesellschaftlich unten“ verorten, sie wohnten auch in beiden Gemeinden „unten“ und dort sollten sie auch gefälligst bleiben.²²⁴

Es gibt in der Eigendarstellung und in Bildern, die vom Anderen geschaffen werden, einige allgemein verbreitete Stereotypen. Nach den am meisten

²²² Hilde Weiss: Ethnische Stereotype und Ausländerklischees. Formen und Ursachen von Fremdwahrnehmungen. In: Karin Liebhart u.a. (Hg): Fremdbilder – Feindbilder – Zerrbilder. Zur Wahrnehmung und diskursiven Konstruktion des Fremden. Klagenfurt 2002, S. 17–37.

²²³ Hilde Spiel: Die hellen und die finsternen Zeiten. Erinnerung 1911-1946. München 1989, S. 193f.

²²⁴ Ernst Bruckmüller: Nation Österreich. Kulturelles Bewusstsein und gesellschaftlich-politische Prozesse. Wien u.a.1996. S.150.

verbreiteten Selbstbeschreibungen im Kreis der RingelsdorferInnen sind diese Neuem gegenüber aufgeschlossen, gastfreundlich. Die NiederabsdorferInnen sind ihrer Meinung nach traditioneller, stolz, schließen nur unter sich Freundschaften und sind sehr auf Besitz ausgerichtet.

Herr R1 formuliert es folgendermaßen:

*Die Niederabsdorfer sind sehr auf Besitz ausgerichtet. Sie sind traditioneller. Da ist das Sacherl wichtig. Absdorf hat den Prozess gegenüber Ringelsdorf um zehn Jahre verlangsamt. Da ist ein bissl ein – ich will nicht sagen – also die Struktur – es sind ein bissl andere Leute von der Mentalität her. In Ringelsdorf ist mehr ein slawischer Einschlag, prozentuell, und das wirkt sich eben bei verschiedenen Dingen aus.*²²⁵

Andere bewerten bestimmte Leistungen der NiederabsdorferInnen als positiv, wie das Frau R8 ausdrückte:

*Die Niederabsdorfer sind und waren fleißiger. Die Ringelsdorfer sind mehr im Wirtshaus gesessen als zu arbeiten.*²²⁶

Der Fleiß wird mit anderen moralischen Qualitäten ergänzt: *Die Niederabsdorfer sind ehrlicher. Die Ringelsdorfer haben auch gestohlen.*²²⁷ .

All diese moralischen Attribute verfügen nur durch den Vergleich einen Sinn dadurch, dass die RingelsdorferInnen den Stereotypen der Nachbarn gemäß faul sind, ihre Erfolge nicht durch fleißige Arbeit, sondern durch geschickte Manöver erreichen. Viele der NiederabsdorferInnen waren dazu bereit, persönliche Geschichten und Erlebnisse zu erzählen, bei denen die RingelsdorferInnen mit dem Mangel an „kulturellen“ Leistungen und moralischen Werten abgestempelt wurden. Auch für Unordnung und Dreck werden die RingelsdorferInnen verantwortlich gemacht.

²²⁵ Interview am 1. Mai 2007

²²⁶ Interview am 15. Mai 2007.

²²⁷ Herr N3: Interview am 1. Mai 2007.

*In Niederabsdorf wird am Samstag Nachmittag mit dem Besen der Rinnsal zusammengekehrt. In Ringelsdorf muss das die Gemeinde machen, sonst wächst ihnen der Dreck bei den Ohrwascheln hinein. Wissen's, das sind eben die Unterschiede.*²²⁸

In dieser Argumentation ist spürbar, wie Sachverhalte vereinfacht und in typischen Bildern dargestellt werden. Denn auch in Niederabsdorf wird nicht vor jedem Haus gekehrt und auch dort wird der Gemeindedienst in Anspruch genommen, berichten Gesprächspartner.

Ideologien, also Deutungen der gesellschaftlichen Situation, werden maßgeblich in der Öffentlichkeit – Politik, Medien – hervorgebracht und kommuniziert. Die Sprache lenkt nicht nur die Aufmerksamkeit auf bestimmte Erscheinungen, sie lenkt auch die Gefühle. So formt das Gegenüber von „drinnen und draußen“ eine kulturell und sozial erfahrbare Grenze, bedeutet daher unweigerlich auch ein Gegenüber von „uns“ und den „anderen“. Drinnen war man in Niederabsdorf sauberer, waren die Bauern fleißiger, gab es die bessere Schule. Weitverzweigte Assoziationszusammenhänge ordnen sich zur Gesamtstruktur eines Weltbildes, Gegensätze bestimmen Grenzen, die zunächst vor allem in den Köpfen der Menschen bestehen und sich in Erzähltexten und Interviews offenbaren.²²⁹

Die meisten Probleme, die das Verhältnis mit den SlowakInnen beeinflussen, sind durch den sozialen Wandel, die Nationalisierungsprozesse und die Macht politischer Auseinandersetzungen des 19. Jahrhunderts hervorgerufen worden. Zu diesem Zeitpunkt stellten die Deutschen bereits eine große europäische Kultur dar.

Von den RingelsdoferInnen wird immer die eigene österreichische Herkunft betont, die slowakische, die fremde Herkunft, als nur mütterlich oder väterlich angegeben.

²²⁸ Herr R1: Interview am 5. Mai 2007.

²²⁹ Katharina Eisch: Raumgrenzen – Zeitgrenzen – Kopfgrenzen. In: Utz Jeggle/Freddy Raphael (Hg.): Kleiner Grenzverkehr. Deutsch-französische Kulturanalysen. Paris 1997, S. 199.

*Mein Vater war von der Slowakei. Aber auch die Eltern vom Herrn X sind von drüben. Der will es nur nicht zugeben. Aber geboren bin ich da, in Österreich.*²³⁰

Es werden Kontrastierungen konstruiert. Die Familie ist slowakischer Herkunft, zur Selbstbeschreibung benutzt man explizit die Kategorie „Österreicher“: *...ich bin in Österreich geboren... Diese zweipolarige Kategorisierung wird über Sprachkenntnisse definiert: Der Vater hat schon slowakisch gesprochen... Im Kontrast wird die eigene Selbstbeschreibung dargestellt: Ich kann nicht slowakisch, ein bissl hab ich verstanden...*

Das soziale Ansehen einer Sprache stellt einen bedeutenden Faktor dar. Hat eine der beiden Sprachen ein geringeres Sozialprestige als die andere, führt dies zwangsläufig zu einer negativen Einstellung des Sprechers. Bereits für die ältere Generation wurde Deutsch, vor allem durch die Schulpolitik, zum grundlegenden Kommunikationsmittel und verdrängte so das Slowakische aus seiner ursprünglichen Position der dominanten Sprache.

Empirische Ergebnisse zeigen, dass für das Gefühl der Identität – der Identifizierung mit der zugehörigen Nation, beziehungsweise mit dem Staat – der primäre Geburtsort entscheidend ist. In einer Analyse von Gesprächen mit SlowakInnen in Österreich stellte Glovna fest, dass für die GesprächspartnerInnen, in Österreich geboren zu sein, gleichzeitig auch bedeutete Österreicher zu sein.²³¹

Sozialer Aufstieg bedeutete – und bedeutet häufig noch immer – Wechsel zur deutschen Umgangssprache und häufig auch Wechsel des sprachnationalen Bewusstseins.

²³⁰ Frau R5: Interview am 1. Mai 2007.

²³¹ Juraj Glovna: Aus der ethnosprachlichen Forschung der Slowaken in Wien. In: Emilia Hrabovec/Walter Reichel (Hg.): Die unbekannte Minderheit. Slowaken in Wien und Niederösterreich im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/Main 2005, S. 154.

10 Differenzen - Konflikte

Identität bestimmt sich im Kontrast zum „Fremden“ und meint damit das Wissen um Unterschiedenheit als solcher. Die Grenze, die zwischen den beiden Orten den Erzähltexten als primäre semantische Opposition ein immer wiederkehrendes slawisch-deutsches Kulturmodell einprägt, bedeutet nur einen rein denotativen Zuordnungsmechanismus, der total gedacht werden muss: wir oder die anderen, hier oder dort.²³²

Damit das Bewusstwerden von Einheit – aus Geschichte, Sprache, Staatlichkeit, Religion, Kultur – eine breite Wirksamkeit entfaltet, bedarf es der immer wiederholten Einübung und persönlichen Verinnerlichung, denn das Nationalbewusstsein ist dem Menschen keineswegs angeboren, schreibt Weiss. Jede soziale Gruppe bedarf einer steten symbolischen Vergesellschaftung. Dieser dienen Institutionen, Zeichen und Symbole, dient die Weitergabe als „national“ empfundener Verhaltensweisen und die Vermittlung von Wissen über bestimmte als „eigen“ bezeichnete Eigenschaften einer Gruppe und über andere, meist widerwärtige Eigenheiten, an denen man die „anderen“, die Fremden, erkennt.²³³

Für Feischmidt objektiviert sich die Rivalität in symbolischen Konflikten, deren gesellschaftliche Antriebskraft der Wettbewerb zwischen den Eliten der beiden ethnischen Gruppen ist. Dieses konfliktbelastete Verhältnis, das für die Politik und für die Öffentlichkeit kennzeichnend ist, verfügt nach einem Ursprung, es existiert ein sozialer und kultureller Hintergrund. Feischmidt vertritt die These, dass sich die narrativen Darstellungen der Ethnizität aus Stereotypen, nationalen Ursprungsmythen und historischen Kränkungen aufbauen, welche die beiden ethnischen Gruppen sich gegenseitig vorwerfen.²³⁴ Ein Interviewpartner problematisiert seine eigene Erfahrung mit der Ausgrenzung aufgrund der Verschiedenheit und der unterschiedlichen Wertschätzung von Sprachen.

²³² Katharina Eisch (wie Anmerkung 20), S. 214.

²³³ Hilde Weiss (wie Anmerkung 222), S. 17-37.

²³⁴ Margit Feischmidt (wie Anmerkung 30), S. 34.

Frau R5, deren Vater schon früh zur Bohrung ging:

*Der Vater hat ja das immer abgehalten von uns, weil das war halt ein sozialer Aufsteiger und der hat sich sehr abgegrenzt halt auch – diese Minderwertigkeitsgefühle, weil wir waren halt Außenseiter und sind immer schief angeschaut worden, und da wollt er sich halt abgrenzen. Gar nicht so in Ringelsdorf, sondern so außerhalb. Wie er dann älter worden ist hat er es dann zugegeben, dass er aus der Slowakei ist. Ich glaub gewusst hat es eh jeder.*²³⁵

Wenn sie Ringelsdorfer Dialekt gesprochen haben, hat man sie schon verspottet.

Herr R6:

*Wir waren halt die Böhm, die Grenzkrowoden, die Grenzslowaken.*²³⁶

*Wir waren halt immer die Deutschen, drüben in Ringelsdorf das waren die Saupittelböhm²³⁷ und sie haben zu uns Nudeldrucker gesagt. Wahrscheinlich weil bei uns mehr Nudeln gegessen worden sind.*²³⁸

Damit definiert Herr N8 eine klare Grenze sozial-räumlicher Zugehörigkeit. Man setzte eben doch Unterschiede, zog im Alltag die Gemeindegrenze als geopolitische Unterscheidungslinie nach.

Die „Böhm“ unterschied man am Akzent. Schultes beschreibt ihn:

„Die Umgangssprache des zweisprachigen Grenzbewohners ist auch durch die singende Form des Ausdrucks gekennzeichnet, ferner durch eine eigenartige Aussprache mancher Wörter. So klingt das o in manchen Worten meist wie ein u, z.B. i einer Spottfrage: „Nu, wu gehst hin?“. Dabei wird meist die Tonhöhe des letzten Wortes um eine Terz gesenkt und lang hingezogen.“²³⁹

²³⁵ Interview am 1. Mai 2007.

²³⁶ Interview am 2. Juni 2007

²³⁷ ein Eimer zum Füttern der Schweine, da in Ringelsdorf am Meierhof die Schweinezucht war.

²³⁸ Interview am 8. Mai 2007.

²³⁹ Anton Schultes (wie Anmerkung 118), S. 228.

Wegen des Akzents wurden die RingelsdorferInnen auch immer wieder verspottet, erzählen die GesprächspartnerInnen in Niederabsdorf. Die RingelsdorferInnen werden nicht gern auf den Unterschied in der Sprache angesprochen. Sie sehen vor allem keinen, eventuell im Dialekt gibt Frau R5 zu:

*Die Niederabsdorfer sagen zu Leiter Loata oder geh zuwi. Das haben wir nicht so gesagt. Aber sonst gibt es keinen Unterschied.*²⁴⁰

Die Böhm seien doch ein anderer Schlag, hätten eine ganz andere Lebensweise, fällt einer Frau ein: *In Niederabsdorf hat einer innerhalb von zehn Jahren nach dem Krieg ein Häusl gehabt.*

Tatsächlich beobachten die RingelsdorferInnen staunend und nicht selten neidvoll die Einsatzbereitschaft, mit der kleine Betriebe und Siedlungen aufgebaut wurden. Für Herrn R1, dessen Eltern zu den länger ansässigen Bauern in Ringelsdorf gehören, liegt der Grund in der unterschiedlichen Bevölkerungsstruktur. Die Leute in Ringelsdorf seien ärmer, die Mentalität sei eine andere durch den slawischen Einschlag.

*Damals waren, sagen wir, so kleine Häuser, ein Wohnraum von ein paar Quadratmeter, viele Kinder, wohl der Elternteil bei der Herrschaft irgendwo beschäftigt, und es haben sich aus diesem Milieu auch etliche herausgearbeitet und was geschaffen. Aber ein Prozentsatz halt, und das ist eben so.*²⁴¹

Die Wohnstruktur in Ringelsdorf, die vielen kleinen Häuser aus Lehm um den Meierhof, die soziale Struktur, viele Dienst- und Lohnabhängige, lassen darauf schließen, dass die Menschen tatsächlich sehr arm waren. Die Volkszählung von 1883 beweist auch, dass die Mehrheit slawisch-sprachig war. Die Statistik weist bei einer Gesamtbevölkerung von 1272 Personen 1000 als „Cecho-Slaven“ aus,

²⁴⁰ Interview am 1. Mai 2007.

²⁴¹ Herr R1: Interview am 1. Mai 2007.

während in Niederabsdorf bei einer Gesamteinwohnerzahl von 941 nur 101 Personen mit Umgangssprache „Cecho-Slavisch“ wohnten.²⁴²

Diese Ziffern lassen vermuten, dass es vor allem die slowakisch Sprechenden waren, die sich als Mägde, Knechte und MeierhofarbeiterInnen verdingten und in den schlechten Wohnungen lebten. Die Anzahl dieser Personen ist erwiesenermaßen in Ringelsdorf größer als in der Nachbargemeinde.

„Böhmische“ Charakterzüge scheinen auch vererbbar zu sein. Entsprechend suggerieren die Spottverse, an die sich eine Frau in Niederabsdorf aus ihrer Kinderzeit erinnert, die Unehrlichkeit der „Böhm“:

Mir san zwa habe²⁴³ Behm, gengan glei Erdäpfel stehln. Grab ma sies aus und trog mas sies zaus und moch ma si Platzki draus.²⁴⁴

Immer dieselben semantischen Komponenten – Schlauheit und Durchtriebenheit - bilden die Eckpfeiler des vom „Böhm“-Stereotyp konnotierten Systems. Es wirkt umso eingänglicher und unverwüstlicher, umso mehr die historische Situation einer Minderheit tatsächlich einzelne Verhaltensweisen hervorbringt, die den irrationalen Gesamtkontext bestätigen. Im Pfarrprotokoll sind verschiedene Delikte angeführt, die von Slowaken verübt wurden:

„Totschlag und Raubmord. Am 29. November 1903 wurde der 21 jährige Bursche Josef Pawlik vom jährigen Burschen Kubik mutwilligerweise erstochen. In den Vorladeschreiben wurde der Totschläger seitens des K.K. Kreisgerichtes Korneuburg per „Herr“ tituliert und erhielt vom Schwurgerichte ein äußerst geringes Strafmaß. Dies machte in Ringelsdorf gleich Schule. Am 26. Oktober wurde am 29 jährigen Franz Schmid, Finanzwachoberaufseher in Hohenau [...] ein grauenvoller Raubmord ausgeübt. Der Unglückliche hat in den Gasthäusern

²⁴² Niederösterreichische Landesbibliothek (wie Anmerkung 178).

²⁴³ Lustig, fidel.

²⁴⁴ Gebratene Kartoffel

mit den beiden Burschen [...] gezech. Die Vox populi bezeichnet den ersten als Raubmörder, den zweiten als Aufpasser.“²⁴⁵

Auch in Gendarmerieprotokollen werden Diebstähle und andere Deliktfälle in Ringelsdorf verzeichnet:

„1911-1927: Wegen der sich täglich mehrenden Straffälle und Unsicherheit in der Gemeinde Ringelsdorf, schritt diese Gemeinde mit dem Bürgermeister [...]ein. Mit 1.2.1911 wurde daher in Ringelsdorf ein drei Mann starker Posten aufgestellt.

„Große Getreidediebstähle in Ringelsdorf: Im Winter 1928/29 wurde in Ringelsdorf zur Nachtzeit durch längere Zeit im Schüttkasten der Gusverwaltung Gebrüder Strakosch durch Einheimische eingebrochen und bis zu 80 Zentner Körnerfrucht im Werte von 1.993 Schilling gestohlen. Sämtliche Täter und Mitschuldige erhielten Freiheitsstrafen von 1 bis 6 Monaten.“

„Große Veruntreuung beim Gemeindeamt in Ringelsdorf: Ein Pensionist, der über Jahre als Gemeindesekretär in der Gemeinde Ringelsdorf tätig war, unterschlug im Laufe der Jahre 10.000.- Schilling und deswegen vom Kreisgericht Korneuburg mit einem Jahr schweren Kerker bestraft.“²⁴⁶

Diebstähle waren ein emotional aufgeladenes Thema. Es ist allerdings fraglich, ob es Diebstähle nur in Ringelsdorf gegeben hat. Auf einen Fall der Veruntreuung 1931 durch den Gemeindesekretär stieß ich auch im Niederabsdorfer Gemeindeprotokoll. Allerdings wurde dieses Delikt intern geregelt, indem drei Viertel des unterschlagenen Betrages sofort zurückbezahlt wurden, der Rest wurde durch Beibringung eines Bürgen auf ein Jahr gestundet. Im Ort wurde die Angelegenheit immer als Gerücht abgetan. Möglicherweise wollte man mit der Vernichtung der Gemeindeunterlagen verhindern, dass Dinge wie diese an die Öffentlichkeit kommen. Interessant ist, dass in der Festschrift zur Markterhebung erwähnt wird, dass ab 1889 bis 1945 keine Unterlagen vorhanden sind. Mir liegen

²⁴⁵ Pfarrprotokoll Ringelsdorf 1905.

²⁴⁶ Privatsammlung Hermann Römer: Chronik des Gendarmeriepostens Niederabsdorf. o.S.

sowohl die Pfarrchronik, als auch die Gemeindeprotokolle dieser Zeit, wie bereits erwähnt, aus einer Privatsammlung vor.

Ringelsdorfer als Raufer und Störefriede durchzogen immer wieder die Gespräche der NiederabsdorferInnen:

Wenn die Ringelsdorfer nach Niederabsdorf zum Kirtag gekommen sind, haben sich schon alle gefürchtet. Die haben immer gerauft. Die waren schon auf den Streit aus. Wir sind ja nicht nach Ringelsdorf zum Kirtag gegangen, aber sie sind jedes Jahr gekommen.

erzählt Herr N3.²⁴⁷

Ähnliches erfährt man in den Gesprächen mit anderen NiederabsdorferInnen. Sogar Menschen, die noch nie mit RingelsdorferInnen Kontakt hatten, erklären, dass diese fürchterliche Leute gewesen sein müssen. Ihr schlechter Ruf hatte sich anscheinend auch in der Region verbreitet.

Viele Personen, die in Zistersdorf in die Hauptschule gegangen sind, erzählen, dass es mit den RingelsdorferInnen keine Freundschaften gab. Ein Gesprächspartner aus Niederabsdorf, dessen Eltern aus der Nachbargemeinde stammten und die erst laut Gemeindeprotokoll Anfang der 1930er Jahre das Heimatrecht in Niederabsdorf erhielten, gab zu, seine Ringelsdorfer Verwandten nicht zu besuchen. Als Grund gab er an, aus Angst nicht „hinüber“ zu gehen. Wovor er Angst hatte, konnte er nicht begründen oder belegen.²⁴⁸

Ein Klassiker der Erzählungen ist der Streit der Kinder und Jugendlichen, der auch von beiden Orten immer wieder thematisiert wurde: Der Streit beim Niederabsdorfer Teich und der „Kampf“ bei der Lehmgrube, an der Grenze zwischen Niederabsdorf und Ringelsdorf:

²⁴⁷ Interview am 5 Mai 2007.

²⁴⁸ Herr N10: Interview am 9. Mai 2007

Frau R3:

Früher war mehr Hass als heute. Wenn die Ringelsdorfer nach Absdorf am Teich gekommen sind, haben sie sich beim Brunnen aufhalten können und die Absdorfer waren auf der oberen Seite. Wenn die Ringelsdorfer hinauf gekommen sind, dann habens schon gerauft. Dann sinds ihnen schon nachgelaufen bis zur Lehmgrube.²⁴⁹

Frau R5:

Wenn wir handarbeiten gegangen sind, die Handarbeitslehrerin war ja in Niederabsdorf, haben wir Angst gehabt vor den Niederabsdorfern. Auf dem Feldweg sind wir gegangen. Wart einmal wie haben wir denn gesagt: Ringelsdorfer sama, ramma mit den Stana, ramma mit de Messerspitz, dass des Bluat auf Absdorf spritzt. Da war immer Krieg zwischen denen.²⁵⁰

Die erste Kränkung im Kindesalter, die Identität betreffend war bei vielen, dass sie bei einem Streit als „Böhm“ beschimpft wurden.

Herr R9 sieht den Unterschied der Bewohner in ihrer politischen Einstellung. Er bezeichnete die RingelsdorferInnen als „national“, die NiederabsdorferInnen als „deutschnational“ eingestellt. Gewährsleute in Niederabsdorf betonen selbst, dass man in der Jugend national eingestellt war oder dass der Vater ein „*eindeutig deutsch eingestellter Mann*“ war. RingelsdorferInnen sprechen nicht gerne über diese Zeit. Sie waren im Krieg oder in einer Lehrausbildung und wissen nichts über Vorgänge im Ort, sagen sie.

Historisch haben diese vorherrschend deutschnationalen Ressentiments sicher ihre Wurzeln im Nationalitätenstreit, der die letzten Jahre die Monarchie erschüttert hatte und in Österreich die Erstarkung bürgerlich-großdeutscher Ideen bewirkte. Gegenüber den Slowaken erleichterte die Tatsache, dass das Landarbeiterproletariat in dieser Region über keine führende Bildungsschicht

²⁴⁹ Interview am 1. Juni 2007.

²⁵⁰ Interview am 1. Mai 2007.

verfügte, den „Volkstumskampf“. Für Köstlin konstruieren Volkstumsarbeit und Historie den steril unveränderlichen Bestand einer deutschen Kultur, die auf ihre wesensmäßige Abgrenzung von allem Fremden pocht, Gemeinsamkeiten leugnet und kulturellen Wandel als „Entnationalisierung“ verteufelt. Die Idee eines ethnischen Begegnungsraumes, der im Bezug aufeinander seine eigene Kultur hervorbringt, hatte in diesem Denken keinen Platz. Der Andere musste als anonym, Identität bedrohender Gegner abgewertet und bekämpft werden. Im Nachhinein stellte sich so eine naturgemäße Kontinuität des deutsch-slawischen Gegensatzes als tausendjährigem Volkstumskampf dar.²⁵¹

Bei den NiederabsdorferInnen ist eindeutig ein Hang zum Deutschtum festzustellen. Wie Köstlin in seinem Aufsatz schreibt, wurde auch hier Deutsches gesucht, Brauchtum wurde nationalisiert, erfunden, ausgeschmückt, zum nationalen Identitätssymbol bis hin zu den weißen „Zöpferlstrümpfen“, mit den die deutschen Schüler in die Schulen gingen.²⁵² Herr N8 erzählt von der HJ, wie die Schüler 1941/42 von einem Lehrer ausgebildet wurden und wie wichtig auch die Kleidung für die Jugendlichen war. Alle Kinder waren gleich, niemand war besser oder schlechter angezogen:

„Eine schwarze Hose haben wir gehabt und das Hemd und lederne Joppen, weiße Stutzen dazu und den Gürtel mit dem Messer haben wir da schon gehabt.“²⁵³

Gesprächspersonen berichteten, dass es in den 1950er Jahren in der Hauptschule in Zistersdorf noch Lehrer gab, die in Lederhosen und weißen Kniestrümpfen unterrichteten.

²⁵¹ Ernst Bruckmüller (wie Anmerkung 45), S. 19.

²⁵² Konrad Köstlin (wie Anmerkung 24), S. 11.

²⁵³ Interview am 8. Mai 2007.



Wie der Vater, so der Sohn: Familie vor dem Krieg, der Sohn in den späten 1940er Jahren

Als Alternative zu den weißen Stutzen wurden Landestrachten entwickelt. Die Mädchen in Niederabsdorf trugen in die Schule ein Dirndlkleid, die Frauen hatten ein Arbeitsdirndl und ein Sonntagsdirndl. Die Bauern gingen mit dem sogenannten Steireranzug in die Kirche. Es gab allerdings keine für die Region typische Tracht.

Deutsches Volkstum wurde dem slawischen entgegengesetzt. Schultes schrieb 1937:

„[...]Denn Heimat an der Grenze bedeutet Verzicht und Entsagen, Opferwilligkeit und sehr viel Mut. Wer diese Eigenschaften nicht besitzt, soll weg von Deutschlands Grenze und fern irgendwo sich einem ungefährdeten und bequemen Dasein ergeben. Wir Grenzler [...]geben dann alles für unsere Freunde hin, wenn es darauf ankommt. Argwohn dem verschlagenen Volksfeind gegenüber ist sicher kein Fehler, Arglosigkeit wäre es. Die Grenze ist durch ewigen Kampf gehärtet und wer nachlässt in seiner Hut, verliert den Platz. Deshalb möchte ich ohne Unterlaß den Grenzlern zurufen: Bleibt wachsam und nüchtern, sonst ist es um die deutsche Heimat an der Grenze geschehen!“²⁵⁴

²⁵⁴ Anton Schultes (wie Anmerkung 184), S. 95.

Im Gendarmerieprotokoll ist vermerkt:

„Heimwehrgründung in Niederabsdorf. Am 25. August 1928 wurde in Niederabsdorf [...]eine Heimwehr gegründet. Bei der Gründung traten sogleich ca. 60 Männer und Burschen aller Berufsstände, durchwegs Anhänger der Einheitspartei aus Niederabsdorf der Heimwehr bei.[...] Obwohl sich Leipert auch bemühte eine Heimwehr in Ringelsdorf ins Leben zu rufen, unterblieb bis nun die Gründung einer solchen wegen der Uneinigkeit und der fortwährenden Zerwürfnisse in der Bürgerpartei.“²⁵⁵

1945 schrieb der Niederabsdorfer Pfarrer: „In Ringelsdorf bewunderte ich am Gemeindehaus eine schöne weiße Fahne mit Sowjetstern. Die Ringelsdorfer gehen immer eifrig mit der neuen Politik.“²⁵⁶

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den Gemeinden war auch die politische Einstellung. Aus den Pfarrprotokollen, in denen die Wahlergebnisse immer festgehalten wurden, geht hervor, dass in Ringelsdorf die Sozialdemokraten bereits am Beginn des 20. Jahrhunderts im Gemeinderat vertreten waren, während Niederabsdorf stark christlich-sozial geprägt war. Die aufkeimende Sozialdemokratie wurde in beiden Orten mit den Eisenbahnern in Verbindung gebracht.

In vielen statistischen Nachweisversuchen eines geschlossenen deutschen Sprachgebietes wird die mythische Verbindung von Volk, Sprache und Siedlungsraum festgehalten. Ethnische und nationale Gruppen stützen das Bewusstsein ihrer Eigenart und Einheit auf Ereignisse der Vergangenheit. Historische Erinnerung über allgemein anerkannte Geschichtsbilder bestimmt das Selbstverständnis einer Gesellschaft, schreibt Bruckmüller.²⁵⁷ Erzählungen über eine gemeinsame Geschichte ermöglichen es den Mitgliedern einer Gruppe, „Wir“ zu sagen. In Niederabsdorf ist es die Abstammungs- und

²⁵⁵ Privatsammlung Hermann Römer: Gendarmerieprotokoll Niederabsdorf. o. S.

²⁵⁶ Pfarrprotokoll Niederabsdorf 1945.

²⁵⁷ Ernst Bruckmüller (wie Anmerkung 45), S. 19.

Gründungsgeschichte: „Wir Niederabsdorfer wurden vom Kloster Niederaltaich in Baiern gegründet“. Bruckmüller bezeichnet dieses „Wir“ Bewusstsein als den Kern der Identität der Gruppenmitglieder. Die Entwicklung eines solchen Bewusstseins erscheint nur möglich durch das stete Wiederholen der alten Erzählungen, durch das stete Vor-Augen-Führen der alten Ordnungen, der gemeinsamen Symbole, durch das wiederholte Feiern der gemeinsamen Rituale.²⁵⁸

Wir Niederabsdorfer stammen ja von den Baiern ab. Das ärgert ja die Ringelsdorfer, weil wir auch Kontakt zu Niederaltaich haben, die sind ja Partnergemeinde. Wir haben ja schon ein Jubiläum gefeiert. 950 Jahre Gründung vom Kloster Niederaltaich. Der Kontakt zur Gemeinde Niederaltaich ist sehr gut. Sie kommen einmal im Jahr nach Niederabsdorf und auch wir fahren jedes Jahr hin. Wir haben sogar heuer das dritte Mal einen gemeinsamen Kalender mit der Partnergemeinde Niederaltaich herausgegeben.“²⁵⁹

St. Gotthard - Kalender

der Gemeinden



²⁵⁸ Ebd. S. 16.

²⁵⁹ Herr N11: Gespräch am 16.12.2007.

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger!

Der Beginn der Gemeindepartnerschaft Niederabsdorf/ Niederalteich liegt bereits einige Jahre zurück.



Die historischen Wurzeln reichen bis ins Mittelalter zurück. Das Verschwinden der Grenzen in Europa und das Zusammenwachsen der Nationen erleichterte den Blick über die eigenen Grenzen hinaus. Neue Kontakte entstanden.

Gegenseitige Besuche begründeten Freundschaften. Gemeinsame Feste brachten die beiden Gemeinden einander näher.

Begegnung ist immer auch Bereicherung. Ausdruck dieser Erfahrung ist nun der vorliegende Kalender mit Fotos von Gerhard Lutz, Willibald Hochmeister, Wilhelm Zieba und Josef Strasser.

Die Idee einen Partnerschafts-Kalender herauszugeben stammt von Johann Geyer, dem Vorsitzenden des Kultur- und Verschönerungsverein der Gemeinde Niederabsdorf. Seitens der Gemeinde Niederalteich beteiligte sich der Kulturverein unter Leitung von Frau Helene Gehwolf, Konrektorin der Abt-Joscio Grund- und Hauptschule, als Herausgeber.

Ich sehe in diesem Kalender einen gelungenen Beitrag die Gemeindepartnerschaft zu festigen und auszubauen und hoffe, dass der Kalender gut angenommen wird und diese Idee in den kommenden Jahren seine Fortsetzung findet.

Josef Thalhammer
1. Bürgermeister

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger!

Der Kalender des Kultur- und Verschönerungsvereins erscheint nun bereits zum dritten Mal. Und die Idee, einen



Kalender gemeinsam mit unserer Partnergemeinde Niederalteich zu gestalten und herauszugeben gefällt mir besonders gut. Dieser Kalender wird ja in beiden Gemeinden aufliegen und dazu beitragen die Partnergemeinde besser kennen zu lernen. Bisher war es ja so, dass nur ein relativ kleiner Personenkreis die Gelegenheit wahrgenommen hat, unsere Partnerschaft zu festigen und zu vertiefen. Vielleicht wird durch den abgedruckten Veranstaltungskalender der eine oder andere motiviert, an einer Veranstaltung der Partnergemeinde teilzunehmen. Partnerschaft kann nicht durch einen Vertrag verordnet werden, sie entsteht durch gegenseitiges kennen lernen. Ein gemeinsames Projekt wie der Kalender ist daher ein geeignetes Mittel die Zusammenarbeit unserer Gemeinden weiter auszubauen. Wie mein Bürgermeisterkollege aus Niederalteich, Hr. Josef Thalhammer, würde ich mich freuen, wenn der gemeinsame Kalender in unseren Gemeinden Anklang findet und diese Idee fortgesetzt wird.

Wolfgang Weigert
Bürgermeister

Erste und zweite Seite des gemeinsamen Kalenders.

Hier trifft die Argumentation von Wodak, die meint, dass der Wir-Diskurs dazu dient, „Identitäten zu schaffen und zu definieren, Gleichheit, Ähnlichkeit und Verschiedenheit [...] stets Gruppen zuzuordnen und Abgrenzung zu manipulieren. Der politische Diskurs erlaubt eine stete Transformation und eine immer neue Definition. Wer heute noch ‚dazu gehört‘ kann morgen ausgeschlossen sein.“²⁶⁰

Herr R10 berichtet über das Wir-Bewußtsein der RingelsdorferInnen:

Ja, Ringelsdorf ist von der Mentalität her sag ich einmal ein bissl aufgeschlossener, immer schon gewesen. Vielleicht auch mit einem gewissen übertriebenen Stolz: Ringelsdorfer sind wir. Ich weiß nicht warum, aber es ist halt so. Die Absdorfer sind so mehr die Bedächtigen, die Genaueren, traditioneller und – wir stammen ja nicht ab von den Slowaken. Wir stammen ja mehr oder weniger ab von den Besiedlungen der Mönche aus Deutschland irgendwo – genaueres weiß man nicht – aber wir sind die Deutschen, net, und das sind halt die Slowaken.

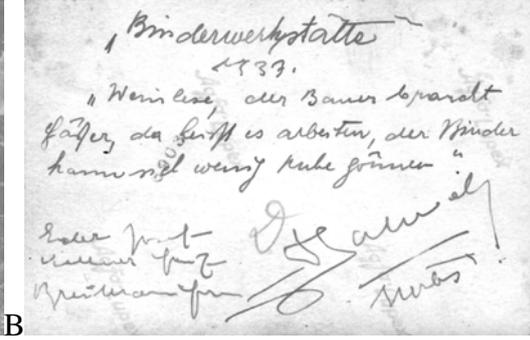
²⁶⁰ Ruth Wodak: Sprache – Politik – Öffentlichkeit. Wirkung und Wandlung der Sprache im politischen Diskurs. Url: www.renner-institut.at/download/texte/wodak.pdf. Abfrage vom 19.7.2007.

Die Argumentation „Wir RingelsdorferInnen“ könnte übersetzt bedeuten: „Wir sind super“ und vor allem besser als die NiederabsdorferInnen, auch wenn ihr uns Slowaken schimpft. Denn die RingelsdorferInnen sehen sich nicht als Minderheit, deshalb gibt es für sie auch kein Minderheitenproblem. Assimilation sehen sie nicht als erzwungen, sondern dass es dazu auf natürliche Weise und freiwillig gekommen sei. In keinem Gespräch wird dies bedauert. Bedauert wird der Verfall der Zweisprachigkeit, aber nicht der ethnischen Identität, denn sie fühlen sich und sie sind, wie die NiederabsdorferInnen, Österreicher, wird immer wieder betont. Hier trifft das Argument von Köstlin, der schreibt, wenn Identität auch einerseits auf Unverwechselbarkeit zielt, so sehnt sie sich doch nach der Übereinstimmung des Individuums mit der Gruppe und der Umwelt.²⁶¹

War in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts noch deutlich der slawische Akzent in der Sprache hörbar, so ist dieser in der Generation ab 1950 beinahe völlig verschwunden. War nun die Sprache als Differenzierungsmerkmal weggefallen, so suchte man sich eine neue Form der Abgrenzung. Ist es einerseits die bayerische Gründungsgeschichte, so wurde auch 1971 in der alten Volksschule in Niederabsdorf vom Kultur- und Verschönerungsverein, der auch für den Kontakt zu Niederaltaich zuständig ist, ein Dorfmuseum gegründet. Den Grund für Kommunen, Einrichtungen wie Museen zu unterhalten, sieht Dieter Kramer in ihrer Mitwirkung bei der Gestaltung von regionalen und lokalen Identitäten, Selbstverständnissen und Geschichtsbildern.²⁶² Dies trifft bestimmt auch hier zu, denn die führenden Vereinsmitglieder sind in der Lokalpolitik aktive Personen. Ausgestellt sind Geräte und Sachgüter der örtlichen Handwerker und Bauern vom Beginn des 20. Jahrhunderts, sowie Fotos aus dem gleichen Zeitraum.

²⁶¹ Konrad Köstlin: Ethno – Wissenschaften. Die Verfremdung der Eigenheiten. In: Beate Binder u.a. (Hg.): Inszenierung des Nationalen. Geschichte, Kultur und die Politik der Identitäten am Ende des 20. Jahrhunderts. Köln u.a. 2001, S. 46.

²⁶² Dieter Kramer: Museumswesen. In: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001, S. 661.



Fassbinderwerkstätte 1937 in Niederabsdorf.



Bevölkerung vor der Kirche bei einer Hochzeit in Niederabsdorf in den 1920er Jahren.

Fotos, so Köstlin, sind wichtig, sie müssen aber erzählt werden, sonst bleibt es bei Gruppenfotos oder Familienfotos. An den Fotos orientiert sich Erinnern, mit den Fotos in der Hand wird das Leben erzählt. Die Motive sind vor allem durch die Einschnitte im Lebenslauf, wie beispielsweise Kommunion, Firmung, Hochzeit festgelegt, denn Gruppenfotos und Anlässe, auf denen sich „Gemeinschaft“ erkennen lässt, fallen auf.²⁶³

²⁶³ Konrad Köstlin: Historiographie, Gedächtnis und Erinnerung. In: Elisabeth Fendl (Hg.): Zur Ikonographie des Heimwehs. Erinnerungskultur von Heimatvertriebenen. Freiburg 2002, S. 17f

Köstlin bezeichnet Museen als Orte der kulturellen Erinnerung in der Moderne. Sie vergesellschaften die Erinnerung, machen daraus Orte kollektiver Erinnerung. Zugleich bewahren und arrangieren sie Vergangenes für die jeweilige Gegenwart. Die Eigenen brauchen die Erklärung noch nicht, aber den Anderen sind die Dinge fremd geworden. Ihnen müssen ihre Geschichten erzählt werden.²⁶⁴

Es sind unverkennbar nationalistisch-ethnozentrische Ressentiments zwischen den beiden Gemeinden, vor allem von Seiten Niederabsdorfs. Es war gewiss nicht persönliche Unfähigkeit, die manchen ehemaligen Ringelsdorfer Bauern abwirtschaften ließ. Richtiger dürfte vielmehr sein, dass sich auch hier eine latente Agrarkrise auszuwirken begonnen haben mag, die in der ganzen Monarchie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts spürbar wurde und vielfältige Gründe hatte. Ein Grund mag der Verfall der Getreidepreise gewesen sein. In diesem Zusammenhang klingt der Vorwurf der Konservativität plausibel: Möglicherweise standen die Niederabsdorfer Bauern mancher agrartechnischer Neuerung solange skeptisch gegenüber bis der Erfolg anderswo unverkennbar war. Sehr geschickt waren sie in der Vergrößerung ihrer landwirtschaftlichen Betriebe. Im Nebenort von Ringelsdorf, der Gemeinde Drösing, mussten viele Bauern ihre Wirtschaft aufgeben und es waren die Niederabsdorfer, die die Felder dieser Bauern kauften. Der Flurname „Drösinger Feld“ zeugt davon.

Auch in Ringelsdorf war der Wunsch nach einer eigenen Wirtschaft groß. Dies zeigt das Beispiel von Frau R8. Der Vater ihres Mannes wurde am Meierhof geboren und war später bei der Eisenbahn beschäftigt. Sein Sohn kaufte ein Stück Acker nach dem anderen und stieg damit in das heutige Bauerntum auf. Dem überwiegenden Teil der zugewanderten SlowakInnen war es jedoch nicht möglich, jene Betriebsgrößen zu erreichen, die sie zu Lohnunabhängigen gemacht hätten, am wenigsten den GutshofarbeiterInnen.

²⁶⁴ Ebd. 15f.

11 Grenzüberschreitende Kontakte

Trotz nationaler Unterschiede gibt es aufgrund ähnlicher gesellschaftlicher Bedingungen auch starke Gemeinsamkeiten. Diese erstrecken sich auf die demokratischen Strukturen, die kulturellen Traditionen und die Wirtschaftsordnung. Sie umfassen Lebenserwartungen und Lebensstile. Diese Gemeinsamkeiten bilden eine Basis für die Entwicklung grenzüberschreitender Loyalitäten.

Einen wesentlichen Faktor für eine Gemeinschaftsbildung stellte die Zusammenlegung in die Gemeinde Ringelsdorf – Niederabsdorf mit 1. Jänner 1971 dar. Sie trug zu einer Dynamisierung grenzüberschreitender Aktivitäten bei. Diese war nach Angaben des Bürgermeisters anfangs nicht unproblematisch:

Es hat arge Probleme gegeben. Da ist es darum gegangen: Wer wird bevorzugt, wer wird benachteiligt. Die Personen im Gemeinderat waren sehr fixiert auf ihren Ortsteil. [...] Ringelsdorf war die besser situierte Gemeinde vom finanziellen her, die Absdorfer weniger, weil in Ringelsdorf früher mehr Leute waren als in Absdorf, da das Gemeindegebiet größer war.²⁶⁵

Nach der politischen Vereinigung der beiden Gemeinden, stellte sich auch die Frage nach dem Standort der Schule. Der Bürgermeister berichtete:

Die Schule war ein riesiges Problem. Das war so 1992. Da ist es halt darum gegangen, dass die Volksschule in Ringelsdorf nicht sanierungswürdig war. Das hat auch die Landesregierung gesagt. Wenn wir die Schule sanieren, kriegen wir keine Bedarfszuweisungen, weil die ist nicht zu sanieren. Die Absdorfer wäre zu sanieren gewesen, aber fast nur um das Geld was ein Neubau gekostet hätte. Und da ist dann auch furchtbar gestritten worden zwischen den beiden Orten, zwischen den Verantwortlichen der beiden Orte. Für die Ringelsdorfer war es

²⁶⁵ Interview am 23. April 2007.

*unvorstellbar, dass die Ringelsdorfer Schüler nach Niederabsdorf in die Schule gehen und das ganze Geld wieder dorthin geht. Dann hat man sich halt geeinigt auf einen Schulbau in der Mitte der beiden Katastralgemeinden. Das haben wir dann auch so durchgezogen als rote Fraktion.*²⁶⁶

Der Bau der Schule wird von allen Gesprächspartnern als äußerst positiv bewertet.

Dominierte in den Erzählungen das Wort „früher“ wenn Konflikte angesprochen wurde, so wurde das Wort „jetzt“ verwendet, wenn die GesprächspartnerInnen über Kontakte berichteten. Diese Kontakte werden meist mit dem Bau der neuen Schule, dem auch der Kindergarten und eine Mehrzweckhalle, die für Veranstaltungen zur Verfügung steht, in Verbindung gebracht.

Frau N7 erzählt, dass die besten Freunde ihres Sohnes Ringelsdorfer sind: *Die Freunde sind von Ringelsdorf, seit der Schule, die hat er noch immer.*²⁶⁷

Am deutlichsten dokumentiert das Interesse der Jüngeren den Willen zur Veränderung. Die jungen Menschen haben weniger Berührungsängste und Vorurteile. Ein junger Niederabsdorfer Bauer erklärte in einem Gespräch, die nationalen Konflikte mit Ringelsdorf seien eine Generationenfrage: *Wir haben damit nichts mehr am Hut.* Es bestehen die üblichen nachbarschaftlichen Kontakte wie zu anderen Gemeinden. Mit Ringelsdorf vielleicht etwas enger, da man doch politisch eine Einheit sei. Faschingsbälle, die Gemeinsamkeit herstellen und in der neuen Mehrzweckhalle stattfinden, werden gegenseitig besucht. Herr N8 meint, dass die Geschichten mit den Slowaken und den Deutschen die Jugend nicht mehr interessiere. *Dieser Niederaltaich-Kult wäre aber reine Niederabsdorfer Sache, die vor allem auf politischer Ebene betrieben wird,* ist von jungen Leuten der Gemeinde zu hören.

Im Alltagsleben sind Situationen, in denen ethnische Differenz oder Sprache thematisiert werden, sehr selten. Sie tauchen eher in bestimmten sozialen Praxen

²⁶⁶ Interview am 23. April 2007.

²⁶⁷ Interview am 14. Mai 2007.

und Narrativen auf wie beim Scherzen oder in Geschichtsdiskussionen und den darin enthaltenen Kränkungsdiskursen. Gab es früher kaum Heiraten zwischen BewohnerInnen der Gemeinden, so sind sie seit den 1990er Jahren durchaus üblich und nichts Außergewöhnliches mehr. Ein Austausch zwischen den beiden Orten findet auf verschiedenen Ebenen statt, Grenzen werden nicht nur symbolisch überschritten. Durch die Kinder, die in die Schule und in den Kindergarten gehen, durch die Gemeindegemeindeführerin, eine Niederabsdorferin, die jeden Tag in das Gemeindeamt fährt, das in Ringelsdorf untergebracht ist.

Beide Orte haben sich in den letzten 30 Jahren von Bauerndörfern, deren überwiegender Teil der Bevölkerung, vor allem in Niederabsdorf, hauptsächlich eine familieneigene Landwirtschaft betrieb, zu einer Arbeiterwohngemeinde von Pendlern entwickelt. NiederabsdorferInnen und RingelsdorferInnen benutzen die Bahn nicht nur als Transportmittel, sondern auch als Möglichkeit der Kommunikation am Weg zum Arbeitsplatz.

Die beiden Gemeinden verbindet auch das gemeinsame Schicksal der geringen Wertschätzung der Grenzregion. Neunzig Prozent der Erwerbstätigen sind Pendler. Die Voraussetzungen für die Landwirtschaft sind schlecht. Wenig Regen, tiefe Grundwasserspiegel wirken sich ertragsmindernd aus. Mangelnde Lebensqualität im Grenzgebiet wird beklagt. Die Politik wird dafür verantwortlich gemacht:

Herr R1:

Bei uns ist das dominant durch die Wählerschicht, durch die sozialdemokratische Struktur. Gefördert wird in Niederösterreich der Kernbereich, die die schwarz wählen, man muss alles vernetzt sehen.²⁶⁸

Trotz aller ökonomischen und infrastrukturellen Probleme herrscht in Niederabsdorf eine besondere Form der Ortsgebundenheit, die viele Leute

²⁶⁸ Interview am 1. Mai 2007.

eigentlich ungern wegziehen lässt. Ein Indiz sind die bedeutsamen außerfamilialen Kontakte, die sich in der Existenz von 21 Vereinen niederschlägt und die ein wichtiges Element des Gemeindegefühls darstellen.

Herr N3 schwärmt:

Niederabsdorf muss schon etwas Besonderes sein. Die Liechtensteinische Verwaltung war da, es gab einmal eine Zuckerfabrik. Die Landschaft ist noch unberührt, das Schloss, der Schlossteich... Wer einmal in Niederabsdorf wohnt, geht nicht leicht weg. Es haben auch viele, die hier geboren sind, ihren Zweitwohnbesitz da und in der Pension ziehen sie ganz her.²⁶⁹



Schloss und Schlossteich in Niederabsdorf.

Für ein in Ringelsdorf fehlendes Gemeinschaftsgefühl innerhalb der Gemeinde machen einige GesprächspartnerInnen die vielen ZweitwohnbesitzerInnen verantwortlich:

Herr R 1 bezeichnet Niederabsdorf noch als *kerniger als* Ringelsdorf:

Wir haben 450 Hausnummern. Aus den 450 Hausnummern sind 50 Hausnummern leer. Es sind Häuser mit schlechter Bausubstanz, die du morgen erwerben

²⁶⁹ Interview am 5. Mai 2007.

*könntest. Die hat irgendwer geerbt. Die Jungen haben sich wo anders eine Existenz geschaffen, herschenken wollen sie es nicht, wert ist es nichts, bringen es aber auch nicht an. Dann sind hundert Hausnummern mit Pensionisten über siebzig, wo die nächste Generation wo anders was hat, das wohl einmal ihnen gehört, aber die das nicht einmal fürs Wochenende oder sonst wie nützen. Sie wollen das bei gutem Wind einmal veräußern.*²⁷⁰

Herr R10:

*Die Lebensart in Ringelsdorf ist gegenüber früher irrsinnig stark verfälscht mit Zweitwohnbesitzern, die da hergezogen sind, die genau Nullbezug zur Gemeinde, Nullbezug zu den Nachbarn, Nullbezug überhaupt zu einer Integration in die Ortschaft haben. Mit dem müssen wir halt leben, das hat mit Ringelsdorf 1980 nichts mehr zu tun. Und das sind schon sehr viele, muss man auch sagen.*²⁷¹

Die ehemalige slowakische Minderheit unterscheidet sich nicht mehr von der Mehrheit der deutschsprachigen Bevölkerung. Deshalb sind heute nicht mehr rein ethnische Sprach-Kultur-Gesellschaftskonflikte, sondern solche, die jede moderne, bürgerlich demokratische Klassengesellschaft kennt, bei denen historische Gegensätze nur mehr als ideologischer Vorwand dienen.

Eine interessante Forschungsfrage in diesem Zusammenhang wäre, ob sich jetzt, da keine ethnischen und sprachlichen Differenzierungen mehr existieren, eine neue Unterscheidung zwischen „Etablierten“ und „Außenseitern“, wie Elias sie bezeichnet, nämlich den Ansässigen und den Zugewanderten, innerhalb der Großgemeinde Ringelsdorf – Niederabsdorf entwickelt.²⁷²

Im Laufe dieser Untersuchung konnte jedoch eindeutig festgestellt werden, dass nach den Jahren eines „Gegeneinander“, das in den Nationalitätenkonflikten des 19. Jahrhundert seinen Anfang nahm, nach dem Zusammenschluss wieder ein

²⁷⁰ Interview am 1. Mai 2007.

²⁷¹ Interview am 23. April 2007.

²⁷² Norbert Elias/John L. Scotson: Etablierte und Außenseiter. Baden/Baden 1993.

„Miteinander“ folgte. Dies kam besonders bei der Markterhebung der vereinten Gemeinde am 3. August 1986 zum Ausdruck. Es war das erste Mal, erzählte ein Niederabsdorfer, dass man ein Fest gemeinsam organisierte, gemeinsam feierte und politische und nachbarschaftliche Konflikte vergaß.

12 Schlussbemerkung

Die ländliche Welt war immer eine Welt der Gegensätze, Konflikte und Kämpfe. Konflikte zwischen den Fahrenden und den Sesshaften, zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen, zwischen den Herren und den Untertanen, aber auch zwischen den Nachbarn im Dorf.

Nachbarschafts- und Grenzstreitigkeiten sind eines der Hauptthemen der Dorfgeschichten und Heimatführer. Konflikte gab es zwischen Bauern und Kleinhäuslern oder Inwohnern, zwischen Bauern und Kindern, Bauern und Dienstboten, Tagelöhnern und Zwangsarbeitern.

Zwischen den Gemeinden Niederabsdorf und Ringelsdorf bestanden unverkennbar nationalistische-ethnozentrische Ressentiments. Vor allem mit der Grenzfestlegung, die 1918 gültig wurde, wurde diese Region zu einem Raum gemacht, die mit nationalen Unterschieden und ethnischer Differenz aufgeladen war und auch so wahrgenommen wurde. Die Bewohner der beiden Orte hatten unterschiedliche ethnische Wurzeln und unterschiedliche Sprachen. Der Nationalstaat sorgte mit Amtssprachen und der Schulpflicht für den grundlegenden Wandel. Der Assimilationsdruck auf die Minderheitenangehörigen ist an den Familiengeschichten der GesprächspartnerInnen ablesbar. Die Großeltern und Eltern waren SlowakInnen, die Kindergeneration ist bereits komplett assimiliert.

Die NiederabsdorferInnen hatten wenig Kontakt zu den Nachbarn und konstruierten ein Gegenbild ihres eigenen kulturellen Standorts. Sie definierten sich in erster Linie über die Abgrenzung von den NachbarbewohnerInnen, deren Sprache slowakisch war. In ihrer Abgrenzung vom Slowakischen, wie auch in der Überbetonung der deutschen Sprache, definierten sie ihre Differenz.

Innerhalb der beiden Gemeinden dominierten nicht die ethnischen und nationalen Merkmale der Bevölkerungsgruppen, sondern der wirtschaftliche Bereich als Differenzierungsmerkmal. Im gesellschaftlichen Bereich gab es reiche und arme

Bauern, Handwerker und Tagelöhner, wobei die eine oder andere Gruppe in einer Gemeinde stärker ausgeprägt war. Erst in zweiter Linie spielte es eine Rolle, ob einer Slowake war oder Deutscher. Die innere Logik des dörflichen Verhaltens wurde durch das Denken in besitzhierarchischen Systemen bestimmt. Im Gegensatz zum verfestigten Wertsystem der älteren Generation, hat sich das der jüngeren Leute den Lebens- und Arbeitsbedingungen der Gesellschaft angenähert. Die Einstellung zum bäuerlichen Beruf hat sich gewandelt, die Landwirtschaft hat ihre dominante Stellung im dörflichen Erwerbsleben verloren.

Gefragt wird in der Arbeit, ob es eine Niederabsdorfer, eine Ringelsdorfer Identität gibt. Für Niederabsdorf kann dies eindeutig mit ja beantwortet werden. Eine gemeinsame nationale Identität im Ort wurde bis in die 1960er Jahre über die deutsche Sprache definiert. Seit dem Wegfall dieser Differenzierung beruft man sich auf eine gemeinsame Vergangenheit, auf eine bairische Gründung durch das Kloster Niederaltaich. In Ringelsdorf hat man diesen beiden nationalen Differenzierungsmerkmalen nichts entgegenzusetzen. Als eine Nation „ohne Geschichte“, ohne unterstützende Institutionen aus dem Heimatland, hat sich die Bevölkerung vollständig assimiliert. Niemand in der Gemeinde spricht mehr slowakisch. In der Bevölkerung fühlt man sich aber auch nicht als Slowake, sondern als stolzer Österreicher, da sie ja hier geboren sind. „Slowak“, „Böhm“ sind nach wie vor beleidigende Schimpfworte.

Von wesentlicher Bedeutung ist das Bekenntnis zu Österreich, das sich in einem evidenten Nationalstolz und Österreichpatriotismus äußert. Zahlreiche GesprächspartnerInnen betonen, dass sie glücklich sind in diesem Land zu leben oder dass sie Stolz auf österreichische Leistungen empfinden. Die emotionale Identifikation mit Österreich ist bei den RingelsdorferInnen besonders stark ausgeprägt.

Stereotype über Nationen zeigen nicht nur in der Vergangenheit, sondern auch in der Gegenwart eine hohe inhaltliche Übereinstimmung. Diese Vorurteile sind häufig als Ergebnis sozialer Beeinflussung durch Eltern, Lehrer und Massenmedien zu erklären. Nationale Stereotypen werden von einer Generation

an die nächste weitergegeben, wobei die Unterschiede zur Wir-Gruppe betont werden.

Besonders beeindruckt hat mich, dass durch das „Miteinander“, durch die Suche nach Gemeinsamkeiten, das Verbindende und nicht das Trennende in den Vordergrund gut nachbarschaftlicher Beziehung gestellt werden kann. Durch Kommunikation, durch das Wissen über den Anderen, das Zugehen auf den Anderen können Vorurteile abgebaut werden und statt einem „Gegeneinander“ ein „Miteinander“ ermöglichen.

Literaturverzeichnis

AMESBERGER Helga/HALBMAYR Brigitte: Soziale Dynamik im Grenzraum Österreich – Slowakei. Endbericht des Instituts für Konfliktforschung. Wien 1997.

ANDERSON Benedict: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts. Frankfurt/Main 1996.

BAUSINGER Hermann: Kleiner Grenzverkehr. In: Utz Jeggle/Freddy Raphael (Hg.): Kleiner Grenzverkehr. Deutsch französische Kulturanalysen. Paris 1997, S. 3-8.

BEIWITZ Anja: Die Hof und Ortsnamen im politischen Bezirk Mistelbach in Niederösterreich. Diplomarbeit Wien 2005.

BENDA Oskar: Erziehung und Bildung in österreichischem Geist. Schriften des Pädagogischen Institutes der Stadt Wien. Wien/Leipzig 1936.

BERANEK Franz J.: Slawische Ortsbenennungen im niederösterreichischen Weinviertel. Sonderdruck aus Beitrag zur Namensforschung. Jahrgang 1951/52.

BERGER Franz Severin/Christiane Holer: Von der Waschfrau zum Fräulein vom Amt. Frauenarbeit durch drei Jahrhunderte. Wien 1997.

BINDER Beate ua.: Inszenierung des Nationalen – einige einleitende Bemerkungen. In: dies. (Hg.): Inszenierung des Nationalen. Geschichte, Kultur und Politik der Identitäten am Ende des 20. Jahrhunderts. Köln u.a. 2001, S. 7-15.

BOCKHORN Olaf: Zwischen Landwirtschaft und Fabrik: Siegendorf und seine Zuckerfabrik – Eine Fallstudie. In: ders. u.a. (Hg.): Wie aus Bauern Arbeiter wurden. Frankfurt/Main 1998, S. 28-46.

BOLOGNES-LEUCHTENMÜLLER Brigitte/MITERAUER Michael: Einleitung. In: dies. (Hg.): Frauenarbeitswelten. Zur historischen Genese gegenwärtiger Probleme. Wien 1993, S. 9-16.

BRUCKMÜLLER Ernst: Sozial – Geschichte Österreichs. Wien/München 1985.

BRUCKMÜLLER Ernst: Nation Österreich. Kulturelles Bewusstsein und gesellschaftlich-politische Prozesse. Wien u.a. 1996.

BURGER Hanna: Sprachgrenzen. In: Antonin Bartonek u.a. (Hg.): Kulturführer Waldviertel Weinviertel Südmähren. Wien 1993, S. 204-210.

CZOERNIG Karl: Ethnographie der österreichischen Monarchie. II. Band. Wien 1857.

DACHS Herbert: Schule und Politik. Die politische Erziehung an den österreichischen Schulen 1918 bis 1938. Wien/München 1982.

DRUMMOND Elizabeth A.: „Durch Liebe stark, deutsch bis ins Mark“. Weiblicher Kulturimperialismus und der Deutsche Frauenverein für die Ostmarken. In: Ute Planert (Hg.): Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne. Frankfurt/Main 2000, S. 169-186.

EISCH Katharina: Leben auf der Grenze. Zur Selbstverortung der Deutschen im Böhmerwald. In: Heike Müns/Theodor Kohlmann (Hg.): Jahrbuch für deutsche und osteuropäische Volkskunde. Band 38. Marburg 1995, S. 169-186.

EISCH Katharina: Grenze. Eine Ethnographie des bayerisch-böhmischen Grenzraums. München 1996.

EISCH Katharina: Raumgrenzen-Zeitgrenzen-Kopfgrenzen. In: Utz Jeggle/Freddy Raphael (Hg.): Kleiner Grenzverkehr. Deutsch-französische Kulturanalysen. Paris 1997, S. 115-128.

EISCH Katharina: Erkundungen und Zugänge I: Feldforschung. Wie man zu Material kommt. In: Klara Löffler (Hg.): Dazwischen. Zur Spezifik der Empirien in der Volkskunde. Hochschultagung der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Wien 1998. Wien 2001, S. 27-46.

EISCH Katharina: Archäologie eines Niemandlands: Deutsch-böhmische Identität und die Gedächtnis-topographie des böhmischen Grenzraums. In: Klaus Roth (Hg.): Nachbarschaft. Interkulturelle Beziehungen zwischen Deutschen, Polen und Tschechen. Münster u.a. 2001, S. 307-326.

ELIAS Norbert/SCOTSON John L.: Etablierte und Außenseiter. Baden/Baden 1993.

ENGELBRECHT Helmut: Geschichte des österreichischen Bildungswesens. Erziehung und Unterricht auf dem Boden Österreichs 4: Von 1848 bis zum Ende der Monarchie. Wien 1986.

FESTSCHRIFT 350 Jahre Pfarre Ringelsdorf 1642 – 1992.

FESTSCHRIFT zur Markterhebung und Wappenverleihung Ringelsdorf – Niederabsdorf 3. August 1986.

FEISCHMIDT Margit: Ethnizität als Konstruktion und Erfahrung. Symbolstreit und Alltagskultur im siebenbürgischen Cluj. Diss. Berlin 2002.

FIELHAUER Helmut P.: Das Ende einer Minderheit. Zuwanderung und Eingliederung slowakischer Landarbeiter in einer niederösterreichischen Grenzgemeinde. In: Olaf Bockhorn u.a. (Hg.): Helmut P. Fielhauer. Volkskunde als demokratische Kulturgeschichtsschreibung. Ausgewählte Aufsätze aus zwei Jahrzehnten. Wien 1987, S. 166-220.

GELLNER Ernst: Nationalismus und Moderne. Berlin 1991.

GLIER Josef: Der politische Bezirk Mistelbach. Mistelbach 1889.

GLOVNA Juraj: Aus der ethnosprachlichen Forschung der Slowaken in Wien. In: Emilia Hrabovec/Walter Reichel (Hg.): Die unbekannte Minderheit. Slowaken in Wien und Niederösterreich im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/Main 2005, S. 139-171.

GÖTTFERT Susanna: Neubeginn in Österreich. In: NÖ Institut für Landeskunde (Hg.): Familienalbum. Weinviertel. Die Erinnerungen von 1945-1955. St. Pölten 2005, S. 17-19.

HAMMER Ilse: „...über geschichtlich gewordene Unterschiede der Kultur hinweg Verbindendes zu suchen...“. SlowakInnen im nordöstlichen Niederösterreich. Einwanderung – Assimilierung – heutige Situation. Wien 2001.

HAUPT Heinz-Gerhard/TACKE Charlotte: Die Kultur des Nationalen. Sozial- und kulturgeschichtliche Ansätze bei der Erforschung des europäischen Nationalismus im 19. und 20. Jahrhundert. In: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hg.): Kulturgeschichte Heute. Göttingen 1996, S. 255-283.

HEER Friedrich: Der Kampf um die österreichische Identität. Wien u.a. 2001.

HEIMEL Ulrike: Feindbild Tschechen (Slowaken). Eine Untersuchung österreichischer Printmedien der Nachkriegszeit (1945 - 1968). Diplomarbeit Wien 1993.

HETZER Hildegard/MORGENSTERN Georg: Kind und Jugendlicher auf dem Lande. Lindau 1952.

HOBSBAWM Eric J.: Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780. Frankfurt/Main 1991.

HÖLZERKOPF Peter: Grenzen im Kopf. In: Utz Jeggle (Hg.): Zur Grenze. Ethnographische Skizzen. Tübingen 1991, S. 62-64.

HOPF Christel: Qualitative Interviews – ein Überblick. In: Uwe Flick u.a. (Hg.): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek bei Hamburg, S. 349-360.

HRABOVEC Emilia/Reichel Walter: Vorwort. In: dies. (Hg.): Die unbekannt Minderheit. Slowaken in Wien und Niederösterreich im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/Main 2005, S. 7-11.

JEGGLE Utz: Beidseitigkeit. In: Utz Jeggle/Freddy Raphael (Hg.): Kleiner Grenzverkehr. Deutsch-französische Kulturanalysen. Paris 1997, S XII-XIV.

KATHOLISCHE JUGEND ÖSTERREICHS: Der junge Mensch in der Gemeinde. Arbeitsunterlage zum Jahresthema 1964/65 der Katholischen Jugend Österreichs. „Der junge Mensch in der Gemeinde“. Wien 1965.

KOMAREK ALFRED. Weinviertel: Tauchgänge im grünen Meer. Wien 1998.

KOMLOSY Andrea: Einleitung. In: dies. u.a. (Hg.): Kulturen an der Grenze. Waldviertel, Weinviertel, Südböhmen, Südmähren. Wien 1995, S. 11-16.

KÖSTLIN Konrad: Das Dorf und seine Entwicklung zwischen 1900 und 1945. Kultur und Lebensweise und ihre Darstellung im Museum. In: Kieler Blätter zur Volkskunde. XII. 1980, S. 53-68.

KÖSTLIN Konrad: Volkskulturforschung in Grenzräumen. In: Ulrich Tolksdorf (Hg.): Jahrbuch für ostdeutsche Volkskunde. Band 33. 1990, S.1-19.

KÖSTLIN Konrad: Die neuen Alltage und die Volkskunde als Kulturwissenschaft. In: Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien. Band 128. Wien 1998, S 157-173.

KÖSTLIN Konrad: Ethno – Wissenschaften: Die Verfremdung der Eigenheiten. In: Beate Binder u.a. (Hg.): Inszenierung des Nationalen. Geschichte, Kultur und die Politik der Identitäten am Ende des 20. Jahrhunderts. Köln u.a. 2001, S. 43-63.

KÖSTLIN Konrad: Historiographie, Gedächtnis und Erinnerung. In: Elisabeth Fendl (Hg.): Zur Ikonographie des Heimwehs. Erinnerungskultur von Heimatvertriebenen. Freiburg 2002, S.11-28.

KRAMER Dieter: Museumswesen. In: Rolf W. Brednich (Hg.): Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001, S. 661-683.

LETZ Robert: Die slowakischen Vereine in Wien und Niederösterreich (1870 – 1993): In: Die unbekannte Minderheit. Slowaken in Wien und Niederösterreich im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/Main 2005, S. 35-74.

MITTERAUER Michael: Formen ländlicher Familienwirtschaft. Historische Ökotypen und familiäre Arbeitsorganisation im österreichischen Raum. In: Josef Ehmer/ders. (Hg.): Familienstrukturen und Arbeitsorganisation in ländlichen Gesellschaften. Wien u.a. 1986, S. 185-325.

MITTERAUER Michael: „Als Adam grub und Eva spann...“ Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in vorindustrieller Zeit. In: Brigitte Bolognese-Leuchtenmüller/ders. (Hg.): Frauen-Arbeitswelten. Zur historischen Genese gegenwärtiger Probleme. Wien 1993, S. 17-42.

MITTERAUER Michael: „Das moderne Kind hat zwei Kinderzimmer und acht Großeltern“ – Die Entwicklung in Europa. In: ders./Norbert Ortmayr (Hg.): Familie im 20. Jahrhundert. Traditionen, Probleme, Perspektiven. Frankfurt/Main 1997, S. 13-52.

MÜLLER-FUNK Wolfgang: Vorwort. In: Bartonek u.a. (Hg.): Kulturführer Waldviertel Weinviertel Südmähren. Wien 1993, S. 7-10.

NIEDERÖSTERREICHISCHE LANDESBIBLIOTHEK: Special – Orts – Repertorium von Nieder-Oesterreich herausgegeben von der K.K. Statistischen Central-Commission. Wien 1883.

NIEDERÖSTERREICHISCHE LANDESBIBLIOTHEK: Special – Orts – Repertorium von Nieder-Oesterreich. Neubearbeitung auf Grund der Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1890. Herausgegeben von der K.K. Statistischen Central-Commission. Wien 1892.

NIEDERÖSTERREICHISCHE LANDESBIBLIOTHEK: Gemeindelexikon der im Reichsrath vertretenen Königreiche und Länder. Bearbeitet auf Grund der Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dezember 1900. Wien 1905.

NONNEMANN Almut: Assoziationen zur Grenze. In: Utz Jeggle (Hg.): Zur Grenze. Ethnographische Skizzen. Tübingen 1991, S. 57-59.

ONDREJOVIC Slavo: Ethnosprachliche Bemerkungen über die Slowaken in Niederösterreich. In: Emilia Hrabovec/Walter Reichel (Hg.): Die unbekannte Minderheit. Slowaken in Wien und Niederösterreich im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/Main 2005. S. 97-138.

PLANERT Ute: Nationalismus und weibliche Politik: Zur Einführung. In: dies. (Hg.): Nation, Politik und Geschlecht. Frauenbewegungen und Nationalismus in der Moderne. Frankfurt/Main 2000, S. 39-41.

PLESSL Ernst: Historische Siedlungs- und Flurformen von Niederösterreich. St. Pölten/Wien 1978.

RAMING Ida: Stellung der Frau in den christlichen Kirchen und Reformbestrebungen. In: Iris Müller/Ida Raming (Hg.): Aufbruch aus männlichen „Gottesordnungen“. Reformbestrebungen von Frauen in christlichen Kirchen und im Islam. Weinheim 1998, S. 21-70.

REICHEL Walter: Das Phänomen Grenze am Beispiel der March. In: Emilia Hrabovec/Walter Reichel (Hg.): Die unbekannte Minderheit. Slowaken in Wien und Niederösterreich im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/Main 2005, S. 83-96.

SCHAD'N Hans P.: Wehrbauten, Erdställe und andere Schutzvorrichtungen. In: Der politische Bezirk Gänserndorf in Wort und Bild. Ein Heimatbuch für Schule und Haus. Gänserndorf 1970, S. 437-452.

SCHENK Annemarie: Bemerkungen zu Theorie und Methode. In: dies./Ingeborg Weber-Kellermann (Hg.): Interethik und sozialer Wandel in einem mehrsprachigen Dorf des rumänischen Banats. Marburg 1973, S. 3-11.

SCHENK Annemarie: Interethik als methodisches Konzept. Zur Erforschung ethnischer Gruppen in Siebenbürgen. In: Kurt Dröge (Hg.): Alltagskulturen zwischen Erinnerung und Geschichte. Beiträge zur Volkskunde der Deutschen im und aus dem östlichen Europa. München 1995, S. 255-267.

SCHENK Annemarie: Volkskundliche Gemeindeforschung unter Berücksichtigung von Untersuchungen in ethnischen Kontaktträumen. In: Georg Weber/Renate Weber (Hg.): Zugänge zur Gemeinde. Soziologische, historische und sprachwissenschaftliche Beiträge. Köln u.a. 2000, S. 125-149.

SCHILDER Otto: Allgemeine Charakterisierung des Grenzbezirkes Gänserndorf. In: Der politische Bezirk Gänserndorf in Wort und Bild. Ein Heimatbuch für Schule und Haus. Gänserndorf 1970, S. 3-48.

SCHILLING Heinz: Nachbarn und Nachbarschaften heute. In: ders. (Hg.): Nebenan und gegenüber. Nachbarn und Nachbarschaften heute. Frankfurt/Main 1997, S. 9-12.

SCHNEIDER Martina: Integration und Assimilation des mährisch-slowakischen Sprach- und Kulturgutes im nordöstlichen Niederösterreich. Diplomarbeit Wien 1995.

SPANISCHBERGER Elisabeth: Die Rübenzuckerindustrie und ihre Auswirkungen auf Raum und Gesellschaft im 19. Jahrhundert – Eine Fallstudie aus dem östlichen Weinviertel. Diplomarbeit Wien 1999.

SCHULTES Anton: Heimat an der Grenze. In: ders. (hg.): Heimat an der Grenze. Hohenau 1937, S. 94-95.

SCHULTES Anton: Die Nachbarschaft der Deutschen und Slawen an der March. Kulturelle und wirtschaftliche Wechselbeziehungen im nordöstlichen Niederösterreich. Wien 1954.

SCHULTES Anton: Heimatbuch der Marktgemeinde Hohenau a.d.March. Hohenau 1959.

SINGER Mona: Fremd. Bestimmung. Zur kulturellen Verortung von Identität. Tübingen 1997.

SPIEL Hilde: Die hellen und die finsternen Zeiten. Erinnerung 1911-1946. München 1989.

SVATEK Frantisek: Tschechischer und deutscher Nationalismus In: Andrea Komlosy (Hg.): Kulturen an der Grenze. Waldviertel, Weinviertel, Südböhmen, Südmähren. Wien 1995, S. 233-248.

TACKE Charlotte: Denkmal im sozialen Raum. Nationale Symbole in Deutschland und Frankreich im 19. Jahrhundert. Göttingen 1995.

WAMSER Heinz/DUM Hans Heinz: Grenzlandnot in Niederösterreich. Mensch und Wirtschaft in den niederösterreichischen Grenzgebieten. Eckart Schriften. Heft 43. Wien 1972.

WEBER-KELLERMANN Ingeborg: Zusammenfassung. In: Annemarie Schenk/dies. (Hg.): Interethik und sozialer Wandel in einem mehrsprachigen Dorf des rumänischen Banats. Marburg 1973, S. 187-198.

WEBER-KELLERMANN Ingeborg: Landleben im 19. Jahrhundert. München 1987.

WEIGL Heinrich: Die Ortsnamen. In: Der politische Bezirk Gänserndorf in Wort und Bild. Ein Heimatbuch für Schule und Haus. Gänserndorf 1970, S. 485-494.

WEISS Hilde: Ethnische Stereotype und Ausländerklischees. Formen und Ursachen von Fremdwahrnehmungen. In: Karin Liebhart u.a. (Hg.): Fremdbilder – Feindbilder – Zerrbilder. Zur Wahrnehmung und diskursiven Konstruktion des Fremden. Klagenfurt 2002, S. 17-37.

WINKELBAUER Thomas: Die Liechtenstein als „grenzüberschreitendes“ Adelsgeschlecht. Eine Skizze der Entwicklung des Besitzes der Herren und Fürsten von Liechtenstein in Niederösterreich und Mähren im Rahmen der politischen Geschichte. In: Andrea Komlosy u.a. (Hg.): Kulturen an der Grenze. Wien 1995, S. 219-226.

WODAK Ruth u.a.: Nationale und kulturelle Identitäten Österreichs. Theorien, Methoden und Probleme der Forschung zu kollektiver Identität. Wien 1995.

WODAK Ruth u.a.: Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität. Frankfurt/Main 1998.

ZELESNIK Robert Franz: Aus dem Rechtsleben vergangener Jahrhunderte. In: Der politische Bezirk Gänserndorf in Wort und Bild. Ein Heimatbuch für Schule und Haus. Gänserndorf 1970, S. 585-624.

Quellenverzeichnis

Angaben zu den Interviewpartnern:

Herr N1 Jahrgang 1931 Interview am 11. Mai 2007 mit Tonband
Frau N2 Jahrgang 1931 Interview am 11. Mai 2007 mit Tonband
Herr N3 Jahrgang 1916 Interview am 05. Mai 2007 mit Tonband
Frau N4 Jahrgang 1918 Interview am 05. Mai 2007 mit Tonband
Frau N6 Jahrgang 1930 Interview am 12. Juni 2007 ohne Tonband
Frau N7 Jahrgang 1936 Interview am 08. Mai 2007 mit Tonband
Herr N8 Jahrgang 1931 Interview am 08. Mai 2007 mit Tonband
Herr N9 Jahrgang 1941 Interview am 05. Juni 2007 mit Tonband
Herr N10 Jahrgang 1925 Interview am 09. Mai 2007 ohne Tonband
Frau N11 Jahrgang 1928 Interview am 09. Mai 2007 ohne Tonband

Herr R1 Jahrgang 1951 Interview am 01. Mai 2007 mit Tonband
Herr R2 Jahrgang 1921 Interview am 01. Juni 2007 mit Tonband
Frau R3 Jahrgang 1926 Interview am 01. Juni 2007 mit Tonband
Frau R4 Jahrgang 1920 Interview am 02. Juni 2007 ohne Tonband
Frau R5 Jahrgang 1916 Interview am 01. Mai 2007 mit Tonband
Herr R6 Jahrgang 1924 Interview am 02. Juni 2007 mit Tonband
Frau R7 Jahrgang 1931 Interview am 02. Juni 2007 mit Tonband
Frau R8 Jahrgang 1928 Interview am 15. Mai 2007 mit Tonband
Herr R9 Jahrgang 1924 Interview am 28. April 2007 ohne Tonband
Herr R10 Jahrgang 1951 Interview am 23. April 2007 mit Tonband

Internetverzeichnis

WODAK Ruth: Sprache – Politik – Öffentlichkeit. Wirkung und Wandlung der Sprache im politischen Diskurs. URL: www.renner-institut.at/download/texte/wodak.pdf. Abfrage vom 19.07.2007.

Printmedien

Die Presse vom 10.10.2007.

Die Presse vom 06.11.2007.

Niederösterreich Zeitung. Ausgabe November 07.

Archive

Behörde:

Bundesamt für Eich und Vermessungswesen. Franziszeischer Kataster

Protokolle der Gemeinde Ringelsdorf

Protokolle der Pfarre Niederabsdorf

Protokolle der Pfarre Ringelsdorf

Landesarchiv

Niederösterreichisches Landesarchiv St. Pölten

Niederösterreichisches Landesarchiv Außenstelle Bad-Pirawath

Private Sammlung

Private Sammlung Hermann Römer

Zusammenfassung

Die Diplomarbeit beruht auf einem Feldforschungs-Projekt mit begleitender Beobachtung und Interviews in der niederösterreichischen Grenzregion an der March. In der ehemals slowakischsprachigen Gemeinde Ringelsdorf und in der deutschsprachigen Gemeinde Niederabsdorf wurden Personen befragt, die in den jeweiligen Orten geboren sind oder den Großteil ihres Lebens dort verbracht haben.

In einer komperativen Ortsmonographie werden die Orte verglichen und das je Besondere herausgearbeitet. Aufmerksamkeit wird den Prozessen des Austausches und der Integration, sowie den Konflikten zwischen den Gruppen unterschiedlicher kultureller Prägung geschenkt. Anhand der Interviews werden Identitäten im Alltag untersucht und analysiert, Differenzen, Wechselbeziehungen und Überschneidungen beschrieben.

Fragen der nationalen und damit auch der ethnischen Zugehörigkeit haben zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle gespielt. In den Gesprächen war zu erkennen, dass dem Druck einer von außen zugewiesenen Gruppenidentität nur schwer zu entkommen war. Die Schule, Kristallisationspunkt nationaler Identität, wurde vor allem für slowakisch sprechende Jugendliche zum Stigma Slowake zu sein. Nach der Grenzfestlegung von 1918 war diese Region mit nationalen Unterschieden aufgeladen und wurde auch so wahrgenommen. Der Nationalstaat sorgte mit Amtssprache und der Schulpflicht für den grundlegenden Wandel. Ohne unterstützende Institutionen aus dem Heimatland hat sich die Bevölkerung der ehemals slowakisch sprechenden Gemeinde vollständig assimiliert, es gibt keine slowakisch Sprechenden mehr.

Die ausführlichen Interviews zeigen, dass zwischen den beiden Gemeinden unverkennbar nationalistische-ethnozentrische Ressentiments bestanden. Die deutschsprachige Gemeinde Niederabsdorf definierte ihre Differenz durch die Abgrenzung vom Slowakischen in der Überbetonung der deutschen Sprache, später in ihrer Gründungsgeschichte durch das bairische Kloster Niederaltaich.

Es konnte festgestellt werden, dass innerhalb der Gemeinden das besitzhierarchische System dominierte. Erst in zweiter Linie spielte es eine Rolle,

ob einer Slowake war oder Deutscher.

Gegenwärtig sind die Beziehungen vor allem durch Verwaltung, Wirtschaft und Schule gegeben. Junge Leute bezeichnen die Differenzierung durch Sprache, durch Abstammung, als Generationenproblem.